

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf-Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro:
Avenida Rio Branco 87, II. Stock. Caixa do Correio 302

Nr. 20

São Paulo, 9. November 1912

IX. Jahrg.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Der 9-monatliche Aussenhandel Brasiliens :174 Millionen Zunahme; Schwankungen im Export, andauernde Zunahme der Einfuhr. Rekordjahr auf beiden Seiten der Bilanz. Abschwächung des Saldos. Der Handelsumschlag nach Quartalen; das Schwergewicht des 4. Quartals. 24/5 Milliarden Aussenhandel. Zunahme und Abnahme der 9 wichtigsten Produkte; ihre Durchschnittspreise.

Ueber Brasiliens Außenhandel während der 9 ersten Monate dieses Jahres liegen die offiziellen Gesamtziffern vor. Danach stellt sich der Wert des Gesamthandels auf 1411 Millionen Milreis oder 174 Millionen mehr als in 1911, während die gleichzeitige Steigerung von 1910 auf 1911 nur 49 Millionen betragen hatte. Im einzelnen stellt sich die Bilanz wie folgt (in Milreis Papier gerechnet):

9 Monate	Export	Import
1910	671.971:574\$	515.869:871\$
1911	654.308:712\$	582.308:771\$
1912	726.905:737\$	683.837:632\$

Während voriges Jahr die Ausfuhr in den 9 Monaten eine Einbuße von über 17 Millionen Milreis erlitten hatte, die sich aber bis Ende des Jahres doch wieder in eine Zunahme um 64,5 Millionen Milreis verwandelte, zeigt sie dieses Jahr bis Ende September gegenüber dem Vorjahr ein Mehr von 72,6 Millionen und dürfte dieser Jahresexport selbst den besten bisherigen (1.016,5 Millionen in 1909) um wenigstens 50 Millionen übertreffen.

Der Import hat sein regelmäßiges Wachstum auch in diesem laufenden Jahre fortgesetzt, immerhin in bedeutend stärkerem Maße als im Vorjahre. Denn in diesen letzten 9 Monaten stieg der Importwert um 101,5 Millionen Milreis gegen 66,3 Millionen Zunahme von 1910 bis 1911. So dürfte auch im Import das Jahr 1912 das Rekordjahr werden, dies sowohl in Papier wie in Goldwährung und sowohl den Papierbetrag von 933 Millionen in 1898 wie den Pfund Sterling-Betrag von 52,9 Millionen in 1911 übertreffen. Denn tatsächlich hat wenigstens in seinen Haupthäfen Brasilien eine Importtätigkeit wie die gegenwärtige noch niemals gesehen.

Von dieser gewaltigen Wareneinfuhr kommt es auch, daß trotz der so kräftigen Hebung des Exportwertes doch der Abschluß unserer Handelsbilanz sich verschlechterte, indem das Exportsaldo

zurückging. Allerdings ist für die günstige Gestaltung des Abschlusses das 4. Quartal noch von grosser Wichtigkeit, vor allem infolge des großen Kaffeeexportes während der drei letzten Monate, wie dieses aus folgenden vergleichenden Ziffern sich ergibt. Das Exportsaldo betrug (in Millionen Milreis):

	Ende September	Ende des Jahres
1909	—	425
1910	156	226
1911	72	208
1912	43	—

Diese Ziffern zeigen in den Jahren von 1909 bis 1911 einen Rückgang des Saldos und eine noch stärkere Abnahme desselben in der 9monatlichen Bilanz, so daß dieser Ueberschuß heuer schon auf 43 Millionen zusammengeschnitten ist. Wenn dies am Jahresschluß wieder etwas besser wird, so verdanken wir es ausschließlich dem Kaffeeexport im 4. Quartal. Aber es ist nicht zu verkennen, daß hierin eine große Schwäche unserer Handelsbilanz liegt, denn einerseits kommt diese Mehreinnahme für Kaffee nicht dem ganzen Lande, sondern nur einigen Teilen zugute und andererseits sehen wir auch, daß mit dem Rückgang der Kaffeehochkonjunktur auch unser ganzes Saldo dahinfällt und der Import auch sofort einen gewaltigen Rückschlag von der gegenwärtigen großen Ueberspannung erhalten würde. Wenn auch das Publikum im allgemeinen und das direkt interessierte im besonderen den Himmel noch für Jahre voller Baßgeigen sieht, so ist es doch von gutem, an die Brüchigkeit unserer kommerziellen, wirtschaftlichen und finanziellen Position immer und immer wieder zu erinnern; genug für uns, wenn sich dadurch nur der eine oder andere vor Ueberraschungen vorsieht.

Verfolgen wir den Außenhandel in den einzelnen Monaten des Jahres, so ergeben sich für die einzelnen Quartale folgende Ziffern in Millionen Milreis:

Import	1910	1911	1912
1. Quartal	170	206	224
2. „	171	190	219
3. „	175	186	241
4. „	199	213	—

Wie hieraus zu ersehen, ist besonders das letzte Quartal für den Import günstig, da doch die Weihnachtszeit und Neujahr viele Einkäufe veranlassen. Da die 9 Monate dieses Jahres die von 1911 im Import bereits um 101,5 Millionen Milreis überholt ha-

ben und da in den Vorjahren das letzte Quartal um 30 bis 35 Millionen den Durchschnitt der anderen Quartale überholte, so können wir für das laufende Gesamtjahr reichlich auf eine Importzunahme von 150 Millionen Milreis rechnen.

Im Produktenexport zeigt sich nach den einzelnen Jahreszeiten folgender Verlauf:

Export	1910	1911	1912
1. Quartal	233	192	236
2. „	141	176	223
3. „	276	276	269
4. „	267	349	

Da bekanntlich schon mit dem Juli die Ausfuhr der neuen Kaffeeernte beginnt, stellt sich oft der Exportwert im 3. und 4. Quartal so ziemlich gleich; allerdings hängt dies sehr von der langsameren oder schnelleren Entwicklung der Kaffee-Verschiffungen ab. So hatte das Jahr 1911 eine bedeutend höhere Exportsumme im letzten Quartal als das 3. Quartal 1911 und auch als das 4. Quartal 1910. Das dürfte nun auch ganz besonders dieses Jahr der Fall sein; denn obwohl die Kaffeeernte bedeutender als die vorjährige ist, vollzog sich in den ersten Monaten der neuen Saison die Kaffeeausfuhr nur langsam; um so kräftiger aber wird sie nun in diesen drei Monaten. Denn die finanziellen Bedürfnisse der Warenehaber werden es ihnen kaum gestatten, noch über dieses laufende Quartal hinaus aus preispolitischen Motiven mit der Ware zurückzuhalten und so hat schon der erste Monat Oktober einen bedeutenden Abschub gezeigt. Deshalb dürfte sich die Wertziffer des 3. Quartals dieses Jahres im vierten Quartal so ziemlich verdoppeln und wir damit zu einem Exportwert von zirka 1200 Millionen Milreis gelangen.

Damit dürfte der gesamte Außenhandel Brasiliens in diesem Jahre die Ziffer von 2000 Millionen Milreis nicht unbedeutend übersteigen, also sich auf 2800 Millionen Mark beziffern.

In diesen Ziffern ist nur der Warenverkehr inbegriffen, nicht aber der Kontantenverkehr, der folgende Zahlen aufweist:

9 Monate	Import	Export
1910	8.761:117\$	401:973\$
1911	4.651:611\$	2.405:359\$
1912	2.644:792\$	1.441:858\$

Es sind dies die Summen, die von den Banken in Metallgeld und auswärtigen Noten weggeschickt und zugeführt werden. Es ist aber klar, daß ein sehr großer Teil dieses Verkehrs, besonders des Exports, sich der offiziellen Kontrolle entzieht; deshalb sind diese Angaben von geringem Werte.

Ueber den Export der wichtigsten Produkte in den 9 Monaten gibt die Statistik noch folgende Angaben:

	1912	Differenz zu 1911
Baumwolle	8.627:012\$	- 4.123 382\$
Zucker	796:120\$	- 1.207 367\$
Gummi	178.957:755\$	+ 16.464:912\$
Kakao	14.377:812\$	- 2.636 334\$
Kaffee	415.131:107\$	+ 54.36 610\$
Häute	23.121:577\$	+ 1.815:744\$
Tabak	19.67 577\$	+ 6.094:327\$
Herv a-Mate	21.018:062\$	- 329 4.6\$
Felle	9.115:788\$	+ 1.84 308\$
Total der 9 Artikel	69.874:891\$	+ 71.791:139\$
Andere Artikel	36.031:142\$	+ 805 886\$
	725:057:77\$	+ 7.597:025\$

Wir haben also einen Rückgang in 4 Produkten und da entspricht der Abnahme der Wertsumme auch die Abnahme der Quantität. Es sind zurückgegangen Baumwolle (9.039.386) um 3.351.074 Kilo, Zucker (4.619.591) um 11.868.267, Kakao (19.412.062) um 4.998.547 und Herva Mate (42.942.041) um 2.676.740 Kilo. Der Zunahme der Werte entspre-

chen bei den anderen Produkten auch größere Quantitäten, so bei Kaffee (7.195.478 Sack) 58.851 mehr, bei Gummi (30.908.440 Kilo) 5.832.815 mehr, Tabak (22.625.832) 5.230.595 mehr, Häute (29.329.659) 3.297.029 mehr. Es ist eine Begünstigung durch bessere Preislage beim Kaffee, Kakao, Tabak und Fellen der Fall, während andere Produkte an ihrer Preisposition gegen das Vorjahr stark einbüßten, wie sich dies aus der folgenden Preistabelle ergibt, die der statistischen Berechnung zur Grundlage diente:

	1911	1912
Baumwolle	Kilo 1\$028	\$954
Zucker	„ \$122	\$172
Gummi	„ 6\$489	5\$791
Kakao	„ \$697	\$741
Kaffee	Sack 50\$555	57\$696
Häute	Kilo \$818	\$788
Tabak	„ \$781	\$869
Herva-Mate	„ \$479	\$489
Felle	„ 3\$443	3\$581

Wie sehr auch die Marktlage unseres Gummi und der Rückgang an Kakao und Herva zu bedauern ist, so ist doch die allgemeine Lage unserer Ausfuhr eine befriedigende und gestattet den Aufschwung zu der bisher höchsten Wertziffer.

Wochenschau.

In dieser Woche, wo alles sich mit dem Balkankriege befaßt, sind die Telegramme aus Europa recht spärlich geflossen. Die Kriegsnachrichten liegen dagegen in großer Fülle vor und demnach muß unsere Wochenschau diesmal eine Kriegsschau werden.

An Stelle des verstorbenen Kardinals Fischer wurde des bisherige Bischof von Münster, Dr. Felix von Hartmann, zum Erzbischof von Köln ernannt. Der neue Erzbischof ist einbefahrter Herr und steht beim Vatikan in sehr hohem Ansehen. Er wurde bereits im Jahre 1879 von Leo XIII. zum päpstlichen Geheimkammerer ernannt.

Einer Kabelmeldung zufolge wurde in Berlin eine Hundeschlächtereier eröffnet und hat dieselbe schon am ersten Tage einen großen Zuspruch gehabt. Die Politik der Agrarier hat Berlin, die Wahrheit der Meldung vorausgesetzt, demnach soweit gebracht wie die Belagerung die französische Hauptstadt und da wundert man sich noch, daß das Volk, das das Schießpulver erfunden, die Buchdruckerei und die „Kritik der reinen Vernunft“, über eine solche „gottgewollte Ordnung der Dinge“ sich aufregt und die Herren aus Ost-Elbien nicht für seine besten Freunde hält.

Die Schifffahrtsgesellschaft „Kosmos“ hat neun Dampfer von je 12.000 Tonnen in Auftrag gegeben, um dem immer größer werdenden Verkehr mit Panamá genügen zu können.

Der deutsche Leutnant Dahn, der vor wenigen Monaten wegen Spionage in Russisch-Polen verhaftet wurde, ist von dem Gerichte zu Warschau zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden. Leutnant Dahn befindet sich, wie erinnerlich, in Deutschland, denn er hat seinerzeit die verlangte Kaution von dreißigtausend Mark hinterlegt.

In Kiel ereignete sich an Bord des Kreuzers „York“ infolge vorzeitigen Losgehens einer Kartusche eine Katastrophe, bei der zwei Mann getötet wurden.

Am 5. verstarb auf der Jagd der Generalinspektor der Kavallerie, General Paul von Windheim. Wo die Jagd stattfand und welchen Todes der Gene-

ral starb, wird nicht gesagt. General Paul von Windheim war am 16. April 1854 in Neuhalldensleben, Provinz Sachsen, geboren.

Herr Johannes Kämpf, der neulich die Präsidentschaft des deutschen Reichstages niederlegte und auf sein Mandat, das bekanntlich von sozialdemokratischer Seite angefochten wurde, niederlegte, ist jetzt wiedergewählt worden.

Der italienische Minister des Aeußern, Marchese San Giulano, der sich gegenwärtig in Berlin befindet, wurde von Kaiser Wilhelm mit dem Schwarzen Adlerorden ausgezeichnet. Kaiser Wilhelm hatte mit ihm am 5. eine mehrstündige Konferenz.

Die italienische Regierung rät davon ab, daß Bauer und Arbeiter jetzt schon nach Lybien auswandern. Zuerst sollen in der afrikanischen Kolonie verschiedene Verbesserungen durchgeführt und vor allen Dingen für die Anlegung von Verkehrswegen gesorgt werden.

Die aus Tripolis kommenden Nachrichten lauten alle sehr befriedigend und scheinen die Araber wirklich gewillt zu sein, mit den neuen Herren des Landes in Frieden zu leben.

Infolge der großen Viehausfuhr nach Deutschland beginnt in Rußland das Fleisch teuer zu werden. Es ist daher möglich, daß die russische Regierung diese Ausfuhr durch Erhöhung der Exportzölle zu verhindern sucht.

Die Dumawahlen verlaufen in der größten Ruhe. Bisher sind 217 Wahlresultate bekannt geworden. Von diesen sind 88 Rechtsparteiler, 44 Oktoberisten (Verteidiger der Verfassung vom 15. Oktober 1905) 28 Nationalisten, 24 konstitutionelle Demokraten; die anderen Stimmen verteilen sich auf die kleineren Parteien. Dieses Resultat läßt darauf schließen, daß die vierte Reichsduma sehr konservativ sein wird. Der Präsident der III. Duma, Herr Gutschkow, ist nicht wiedergewählt worden.

Der Zustand des Zarewitsch ist bedenklicher als man zuerst zugeben wollte. Nach der Ansicht der Aerzte wird er längere Zeit nicht gehen können. Das Unglück geschah, wie man jetzt erfährt, als der zukünftige Träger der kostbarsten Krone der Welt, in einem unbeobachteten Augenblick, einen Mast der Kaiserjacht „Standart“ erklettern wollte. Der kleine Alexei soll ja über eine Lebhaftigkeit verfügen, die seiner Mutter graue Haare mache und es sei nicht das erste Mal, daß er aus einer ganz ansehnlichen Höhe herunterpurzele. Der Zarewitsch strebt also nach dem Höheren.

Die Nachrichten von dem Kriegsschauplatz überstürzen sich. Mit napoleonischen Schneid führt General Iwanow seine Bulgaren zum Siege, und wenn die Großmächte nicht dazwischen kommen, dann wird der kleine General in wenigen Wochen, vielleicht schon in Tagen, in Konstantinopel den Frieden diktieren. Daß das türkische Militär sich nicht im besten Zustande befand, das wußte man schon längst, daß es aber so total versagen würde, das haben selbst die Pessimisten nicht erwartet. Von den Bulgaren wußte man wohl, daß sie sehr tüchtige Soldaten sind und besonders im Angriffskriege ihre Leistungsfähigkeit eine große ist, daß sie aber auch einer größeren Macht gegenüber sich so gut bewähren werden, das wurde doch nicht erwartet.

Am 1. November traf in den europäischen Hauptstädten die Nachricht ein, daß die erste große Schlacht im Balkankriege geschlagen worden sei. Daß der entschiedene Sieg den Bulgaren gebührt hatte, wie aus den früheren Telegrammen hervorging, wohl einen Sieg der Bulgaren erwarteten, aber man war doch wieder erstaunt, daß er so glänzend ausfiel. Die Schlacht fand bei Lala-

Burgas statt. Die Türken verfügten über mehr als zweihunderttausend Mann; die bulgarische Streitmacht war numerisch schwächer, aber trotzdem schritt sie, nachdem sie über die Lage des Feindes informiert worden, ungestüm zum Angriff. Der türkische General Nazim Pascha machte einen guten taktischen Zug. Er ließ seinen linken Flügel vor dem rechten Flügel der Bulgaren zurückweichen, was ihn in den Stand setzte, dem linken Flügel des Angreifers eine größere Macht entgegenzuwerfen; dieser Zug nutzte ihm gar nichts, denn auch die konzentrierte türkische Macht konnte die Bulgaren nicht aufhalten und anstatt der erwarteten Verschiebung der Schlachtstellungen sahen sich die Türken in der Gefahr, von dem entlasteten bulgarischen Flügel eingekreist zu werden. Die bulgarische Artillerie funktionierte tadellos und überschüttete die türkischen Stellungen mit einem furchtbaren Kugelregen, so daß die Türken, die, wie gesagt, ihre Lage änderten, nicht dazu kommen konnten, ihre sämtlichen Batterien aufzustellen. Auch in dem sich nachher entspinrenden Nahkampf erwiesen sich die Bulgaren als ihren Feinden überlegene Soldaten und die Türken mußten nach langem hartnäckigem Widerstande der numerischen kleineren Macht weichen und nach der eigenartigen Beschaffenheit des Schlachtfeldes konnte der Rückzug nicht mehr in der erwünschten Ordnung durchgeführt werden.

Der neue Sieg der Bulgaren, den wohl auch das unparteiische Urteil einen glänzenden nennen muß, gibt den Franzosen wieder den Anlaß, die Welt daran zu erinnern, daß die Bulgaren von französischen die Türken aber von deutschen Militärinstruktoren unterrichtet worden sind. Diese Feststellung wiederholt aber nur die nie angezweifelte Tatsache, daß die französische Militärinstruktion nicht schlecht ist, sodaß ein guter Soldat sie mit Erfolg verwerten kann. Der Bulgar ist ein guter Soldat und deshalb verwertet er die französischen Lehrer besser als die Franzosen selbst sie verwerten würden und die bulgarischen Siege geben ihren militärischen Lehrmeistern noch lange nicht, das Recht, sich einzubilden, daß sie auch zu großen Siegen berufen sind. Zu einem Napoleon gehört auch ein napoleonisches Heer, zu einem Iwanow eine bulgarische Truppe, die fatalistisch sich auf den Feind stürzt. Was in diesem Kriege siegt, ist nicht die Instruktion, sondern die große physische Eignung für das Kriegshandwerk und die moralische Stärke des gesunden Naturmenschen, der um Sein und Nichtsein, um Heimat und Freiheit kämpft.

Die Taten der anderen Balkanverbündeten sind ganz hinter den der Bulgaren zurückgetreten. Sie haben, während die Truppen Zar Ferdinands bei Lala-Burgas die große Schlacht schlugen, nur kleine Treffen gehabt. Die ungünstige topographische Beschaffenheit des Geländes, sowie auch die Verteilung der kleinen türkischen Forts haben bisher einen Zusammenschluß der Balkankräfte verhindert und es dürfte auch kaum möglich sein, daß die Serben vor der Belagerung Konstantinopels zu den Bulgaren stoßen. Sollte dieses aber doch durch Eilmärsche ermöglicht werden und die Bulgaren durch die Vereinigung mit dem serbischen Heere eine nennenswerte Verstärkung erhalten, dann wäre der Fall Konstantinopels um desto sicherer. — Die Montenegriner werden wohl in ihrer Ecke bleiben und zusehen müssen, wie die beiden größeren Brüder dem gemeinsamen Feinde tüchtig zusetzen.

Nach den Bulgaren sind die Griechen die erfolgreichsten gewesen, denn es ist ihnen gelungen, mehrere Küstenpunkte zu besetzen und ihre Torpedoboote haben den türkischen Kreuzer „Feth-i-Bulend“ vor Soliniki zum Sinken gebracht.

Die nächsten Tage müssen volle Klarheit bringen. Am Ende dieser Woche werden wir vielleicht schon wissen, ob die Großmächte eine friedliche Lösung der verwickelten Frage finden oder nicht.

Die Türken haben sich nach der Schlaecht bei Lula-Burgas nach Cataldza zurückgezogen, einer Ortschaft, die nur noch einige Kilometer von Konstantinopel entfernt ist. Die Bulgaren sind ihnen hart auf den Fersen, und so dürfte die Befürchtung sich bewahrheiten, daß Konstantinopel bereits diese Woche belagert sein wird. Adrianopel hält sich noch und sie wird von den Türken ebenso hartnäckig verteidigt wie seinerzeit Plewna, aber der Fall ist doch unvermeidlich und kann auch nicht lange auf sich warten lassen, denn die bulgarischen Granaten haben schon große Teile des Platzes in Trümmer verwandelt. Nach der Einnahme dieser Stadt werden die Belagerungstruppen der gegen Konstantinopel ziehenden Armee nach eilen und da vom Nordwesten auch eine starke serbische Macht herangerückt kommt, die sich mit den Bulgaren vereinigen will, so dürfte der Fall Konstantinopels bereits besiegelt sein.

Die ganze Welt ist über die Siege der Balkanverbündeten erstaunt. Man hatte erwartet, daß sie sich sehr gut schlagen werden, solche Erfolge hat aber niemand für möglich gehalten und daß es dem so wurde, ist fast ausschließlich das Verdienst der Bulgaren. Nach der Ueberschreitung der Grenze sind ihre Armeen in fast gerader Linie vorangeeilt und haben jede ihnen entgegengestellte Macht zurückgeworfen. Einer der besten Kenner der Türken, der russische General Skobelew, sagte, wie Kuropatkin in seinen Kriegserinnerungen erzählt, daß der Türke nur durch Taktik, aber niemals durch persönliche Tapferkeit besiegt werden könne, und es scheint so geblieben zu sein wie es vor 35 Jahren war: die Türken verlassen sich noch immer lediglich auf ihre persönliche Tapferkeit und die spielt bei der modernen Bewaffnung eine nur untergeordnete Rolle. Die Bulgaren haben ihre Zeit besser erfaßt und zu der Tapferkeit, die hinter der türkischen nicht zurücksteht, sich eine hervorragende Ausbildung angeeignet, die sie in den Stand setzt, die modernen Waffen mit derselben Gewandheit zu handhaben, wie früher den Säbel.

Die Bulgaren sind so nah an Konstantinopel herangedrungen, daß man in der Stadt bereits den Kanonendonner hören kann. Das dumpfe Grollen der fernen Geschütze regt natürlich die Bevölkerung auf und wer das kann, verläßt die Stadt. Die Türken behaupten nun zwar, daß Konstantinopel nicht eingenommen werden könne, denn die Stadt sei erstens zu gut befestigt und zweitens sei die asiatische Armee schon soweit mobilisiert, daß sie sehr bald in Aktion werde treten können. Diese Armee kann aber, wie die Türken selbst zugeben, erst nach drei Wochen auf dem Kriegsschauplatz eintreffen, die Bulgaren können aber schon in drei Tagen vor Konstantinopel sein. Uneinmelubar ist Konstantinopel auf keinen Fall, denn die Ringmauern, die ja meistens aus dem fünften Jahrhundert stammen, haben keinen Verteidigungswert. Die Bulgaren brauchen nur die Kirchhöfe zu besetzen und nur einen Tag die Stadt zu bombardieren, um die Bevölkerung kopflös zu machen, denn Konstantinopel ist doch schließlich keine Festung, sondern eine Millionenstadt. Bei den ersten Bränden muß schon eine Panik entstehen und diese wird wohl nichts dazu beitragen, den Kampfesmut der Verteidiger zu erhöhen.

Was gesehieht aber, wenn die Bulgaren wirklich in Konstantinopel einmarschieren und somit der Türkei den schwersten Schlag versetzen, den diese sich denken kann? Dann — so wird über London gemel-

det — wird Zar Ferdinand von Bulgarien zum Kaiser des Balkan ausgerufen, die kleinen Staaten der Balkanhalbinsel schließen sich zu einem Bunde zusammen, um von da ab einen neuen Machtfaktor in der internationalen Politik zu bilden.

Ueber die Haltung der Mächte lauten die Nachrichten sehr unbestimmt. Gestern hieß es, daß der Dreibund die Vorschläge Poincarés nicht annehmen könne, heute meldet man wieder aus Paris, daß die Antwort der Dreibundmächte zustimmend gelautet habe. Der Dreibund sei bereit, mit der Tripel-Entente zusammen die Rolle des Friedensmaklers zu Uebernehmen. Aus Petersburg kommt wieder die Nachricht, daß die Hohe Pforte, nachdem Deutschland die Vermittlerrolle mit einer stielhaltigen Entschuldigung zurückgewiesen, sich an Rußland gewendet und es um die Vermittlung gebeten habe. Die russische Regierung habe darauf geantwortet, daß sie der Bitte sehr gern entsprechen würde, nur müßten sich die Balkanverbündeten darüber äußern, ob sie den Mächten das Recht zugestehen, in der Angelegenheit des Friedensschlusses mitzusprechen. Das englische Ministerium des Aeußern hat sich auf dem Umweg über die „Times“ zu der Sache geäußert. In einem offenbar von dem Ministerium inspirierten Artikel erklärt sie, daß der Friedensschluß eine Sache sei, die zwischen den Kriegführenden allein erledigt werden müsse; die Türkei dürfe auf keine europäische Hilfe zählen. — Das ist in grossen Zügen der gegenwärtige Zustand der Dinge auf dem Balkan.

Aus den La Plata-Ländern liegen folgende Nachrichten vor:

Argentinien.

— In Argentinien betreibt man die Luftschifffahrt jetzt sehr eifrig. Auch hat man mit dem Bau von Luftschiffen aus nationalen Materialien begonnen, die in genügender Menge und guter Qualität vorhanden sind. So meinen die Aviatiker Marechal und Paillette, Argentinien brauche keine Luftschiffe einzuführen, könne sich selber ganz wohl versorgen.

— In Palermo wurde am 3. ds. eine große Rassenviehausstellung eröffnet. Man muß anerkennen, daß Argentinien und seine Estancieiros für die Verbesserung ihrer Viehzucht viel tun und in dieser Beziehung vorbildlich sind. In Brasilien, wo wir nun bereits einen Fleischpreis von 1\$500 haben, sollte man davon lernen.

— In Santa Fé haben sich die Kolonisten zusammengeschlossen, um sich gegen die Ausbeutung durch die Weizenhändler zu schützen. Die Regierung hat vor einigen Jahren in dieser Beziehung schwer gesündigt, indem sie den schwindelhaften Getreideterminhandel gestattete.

— Die bolivianische und die argentinische Grenzvereinigungskommission sind nicht einig geworden, besonders differieren sie bei der Ortschaft Jacuiba. Nun müssen wieder die Diplomaten die Sache in die Hand nehmen.

— In Buenos Aires starb José Villalonga, der Gründer der bekannten Expreßgesellschaft.

— An den bevorstehenden Flottenmanövern nehmen 17 Schiffe und 6000 Mann teil.

— Der Dampfer „Santa Rita“ wurde wegen ungenügender Einrichtung im Zwischendeck gebüßt.

— Die blutigen Wahlvorgänge in Cordoba machen großes Aufsehen; dabei ist die berühmte Wahlreform Saenz-Gomez wieder in die Brüche gegangen und geht wieder Gewalt vor Recht.

— Argentinische Offiziere, die im deutschen Heere dienen, haben von der bulgarischen Regierung die Ermächtigung erhalten, den Feldzug zu beobachten; die türkische Regierung hat diese Erlaubnis verweigert.

— Der japanische Professor Yhagi ist in Buenos Aires eingetroffen.

— Die großen Regengüsse halten an.

— Argentinische Mais-Sendungen sind in Triest ganz verdorben angekommen; sie waren zu feucht verladen.

— Cornelia Pizarro hat der Sociedade Beneficencia ein Legat von 3000 Contos hinterlassen.

— Die Regierung hat in Entre Rios das Gut angekauft, das dem früheren General und Präsidenten Urquiza gehörte; es soll dort eine Ackerbauerschule angelegt werden.

— Eine Ingenieurabteilung ist abgereist, welche vom Hafen Aguirre bis zu den Iguassúfällen eine Straße aufmachen soll.

— Am 4. ds. fährt der Kreuzer „Buenos Aires“ ab, der am 15. November in Rio de Janeiro eintreffen soll.

— Der Kapitän des Dampfers „Burdigala“ wurde mit 786\$ gebüßt, weil er der Hafenkaptania das Beschwerdebuch nicht vorzeigte, in das die Passagiere ihre Klagen eingetragen hatten.

— Die argentinische Regierung will sich an der internationalen Ausstellung in Kalifornien 1895 offiziell beteiligen und hat dafür eine Kostenberechnung von 232 Contos aufgestellt.

— Im Oktober sind in Buenos Aires 50.733 Einwanderer angekommen und 9413 abgereist.

— Wegen schwerer Anklage wurde der Polizeichef des Chubut-Territoriums verhaftet.

— Der Nationalbankdirektor Dr. Isiondo schickte an den Finanzminister Perrez einen Bericht, in dem gesagt wird, die Entaussichten seien sehr gute und die Situation des Platzes fest. Der Minister ersuchte den Bankdirektor, an die Ackerbauer den Kredit zu erleichtern, damit sie ihre Feldarbeit gut besorgen können.

— Dr. Nicolas Reyes hielt in Buenos Aires einen Vortrag über die Zustände im Gummi-Gebiet Putumayo. Es herrsche dort eine wilde Anarchie; die einzelnen Gummigewinner haben Baracken mit eigener Fahne und befinden die Nachbarn; es herrsche ein brutales Feudalsystem.

— Die Bewohner von Rivadavia ersuchten den Kriegsminister um Truppen zum Schutz gegen die Chaco-Indianer.

— In General Pico veranstaltete man ein Meeting gegen mehrere Individuen, die in schmählicher Weise die Indianer ausbeuten.

— Am La Plata dauert das Unwetter an; es haben sich wieder große Überschwemmungen eingestellt. Sogar im Sitzungssaal der Kammer regnete es.

— Am 5. November will man in Buenos Aires eine große Blumen und Pflanzenausstellung eröffnen.

— Auf Feuerland ist die Funkenstation fertig, die von Buenos Aires 3200 Kilometer entfernt ist. Die neue Station kann mit den Schiffen auf 600 Kilometer Entfernung verkehren.

Chile.

— Die Reisenden beklagen sich, daß sie auf der Transandino-Fahrt in schlechter Herberge auf den Cordilleren übernachten mußten.

— Die neuesten Krupp-Kanonen müssen doch nicht so mangelhaft sein, denn die Firma Krupp hat den Auftrag bekommen, die chilenischen Gebirgsbatterien nach neuestem Modell umzubauen. Allerdings im Senat greift Bulnes den Kriegsminister wegen seinen Bestellungen bei Krupp an.

— Die chilenische Regierung soll den berühmten Professor Pasteur für eine Anzahl Vorträge gewonnen haben.

— In Valparaiso hat sich eine italienische Weinproduktionsgesellschaft mit 1 Million Pesos Kapital gegründet.

— Der Kolonialminister erklärt, er würde Chile als Pächter der Magalhães-Ländereien vorziehen; aber alle dort erzielten Fortschritte verdanke man Fremden.

— Im Senat dauert die Debatte über die Krupp-Kanonen fort. Man will eine Offizierskommission nach Nordamerika schicken, welche die Fortschritte der Artillerie studieren soll.

— Im Senat hat Herr Hala den Minister des Aeußern über die großen Landkonzessionen an der Magalhãesstraße interpelliert. Der Minister versicherte, die Regierung werde dafür sorgen, daß dort die Landessouveränität nicht gefährdet werde!

Uruguay.

— Am 1. November wird in Montevideo ein Arbeiterkongreß eröffnet.

— In Montevideo machte die französische Künstlerin Magdalena Lamsey einen Selbstmordversuch, indem sie sich vom Haus herunterstürzte.

Notizen.

São Paulo.

Fleischfrage. Die gewissenlosen Spekulanten sind mit den gegenwärtigen Fleischpreisen, die ihnen schon ungeheure Einkünfte sichern, noch immer nicht zufrieden und haben die Absicht, durch allerlei Machinationen, die die geschriebenen Gesetze nicht mit Strafen belegen, das Gerechtigkeitsgefühl aber als eine Art Raub verurteilen muß, noch weiter in die Höhe zu treiben. Das Fleisch muß nach der Ansicht dieser Leute 1\$500 das Kilo kosten; sonst glauben sie nicht leben und die Auslagen für ihre Maitressen bestreiten zu können. Diese Spekulanten haben nach den viehzucht-treibenden Bezirken Agenten abgeschickt mit dem Auftrag, alles Vieh aufzukaufen und dort zurückzuhalten, damit der so notwendige Artikel des täglichen Bedarfes infolge des zu geringen Angebotes noch weiter im Preise steige. Schon bei den gegenwärtigen Preisen „verdienen“ die Spekulanten schätzungsweise 200:000\$000 — sage und schreibe zweihundert Contos de Reis — monatlich, aber mit diesem „Verdienst“ sind die Herrschaften noch lange nicht zufrieden: sie wollen 250 bis 300:000\$000 monatlich „verdienen“ oder aber sie sind mit der gottgewollten Ordnung nicht zufrieden. Es verdient, hier festgestellt zu werden, daß diejenigen, die, mit dem bisherigen Erfolg noch nicht zufrieden, einen neuen Raubzug unternehmen, zu den ersten gehörten, die da beantragten, daß das Bild dessen, der die Nächstenliebe predigte und den Satz aussprach: „Was Ihr den Geringsten getan, das habt Ihr mir getan“ mit großen Bimborium nach dem Schwurgerichtssaal getragen werde. Es sind diejenigen, die gegen das „unmoralische“ Ehescheidungsgesetz zetern — es sind die Herren der besten Paulistaner Gesellschaft. Wie lange kann das so weiter gehen? Wollen unsere Behörden noch weiter die Hände im Schoße halten, und zusehen, wie die Gesundheit des Volkes langsam untergraben wird, wie die Kinder der Arbeiterschaft an Unterernährung degenieren, oder will sie einmal sich auf ihre Pflicht besinnen und die Ausbeuter an der Ausführung ihres Planes verhindern? Tut sie das letztere nicht, dann nutzt alle Stadtverschönerung nichts, dann helfen das ganze Gefasel der uns umflatternden „lateinischen“ Ikarusse und das Geschreibsel portugiesischer Sonettendichter nichts und verdient São Paulo trotz seiner neuen Dächer doch noch lange nicht unter den modernen Städten genannt zu werden. Modern ist ein

Land nur dann, wenn es nicht mehr zuläßt, daß eine Clique auf Kosten der Volksgesundheit sich bereichert und dieses geschieht doch, wenn der Preis des Fleisches noch einmal künstlich um 50 Prozent gesteigert wird. — Wenn die Stadt keine Maßregeln ergreift, dann muß der Staat das tun, denn die Sache ist so dringend geworden, daß eine Verzögerung ein nicht mehr gutzumachendes Vergehen wäre. — An das Gerechtigkeitsgefühl der Spekulanten zu appellieren, kann man unterlassen, denn sie besitzen dieses Gefühl nicht.

Ein neues Canudos. Die Nachrichten von dem Hochlande fließen sehr spärlich und man weiß nicht einmal, wieviel Soldaten denn eigentlich gegen Irany marschieren und wohin sich Miguel Fragoço gewendet. So wenig aber bestimmte Nachrichten vorhanden sind, soviel wird zurecht phantasiert. So werden z. B. aus dem Leben des Bandenführers Episoden erzählt, die ihn als einen Mann von unheimlichem Mute und wirklich wahnsinnigen Blutdurst erscheinen lassen und man muß sich wundern, wo denn die Reporter, die bisher auch von der Existenz eines Fragoço keine Ahnung gehabt, die Einzelheiten alle auf einmal herhaben. Es ist alles Phantasie und weiter nichts. Fragoço ist weder der große Held noch der diabolische Massenmörder, sondern ein simpler Bandit des Hinterlandes, der, wenn er seiner Sache nicht ganz sicher ist, lieber den Rücken als die Brust zeigt. — Vor zehn Tagen hätten die wenigsten Reporter angeben können, wo denn das Faxinal do Irany eigentlich liegt, aber heute sind sie imstande, es auf das genaueste zu beschreiben und sogar Photographien zu veröffentlichen, die in jener Gegend aufgenommen sein sollen. Daß sie bei ihren Schilderungen das Faxinal Irany und manchmal wieder Iraty nennen, scheint ihnen ziemlich gleichgültig zu sein, denn sie wissen wohl nicht, daß beide Gebiete etliche Tagereisen auseinander liegen. Die Campos do Iraty liegen an dem Flusse gleichen Namens, der dem Rio Iguassú zufließt, und die Campos do Irany liegen wieder an dem Rio Irany, der in seinem Laufe nach Süd-West den Rio Uruguay aufsucht. (In unserer ersten Notiz über den Zusammenstoß auf dem Hochlande haben wir auch einen Fehler gemacht, indem wir die Militär-Kolonie Chopim mit der Militär-Kolonie Chapecó verwechselten).

Bei dem Lichte, das jetzt auf die weltabgelegene Gegend Quellengebiet des Rio Irany konzentriert ist, kommen Dinge zur Kenntnis des Publikums, die bisher der öffentlichen Aufmerksamkeit entzogen waren. So erfährt man, daß der Staatspräsident von Paraná, Herr Dr. Carlos Cavalcanti noch ganz vor kurzem in jener Gegend große Landkomplexe an die dortigen Bewohner verschenkt habe. Unter den Beschenkten figurieren auch derselbe Miguel Fragoço, der den Ueberfall vom 21. v. Mts. leitete. Diese Schenkung stellt eine Dummheit dar, wie wir sie dem sonst doch sehr gewandten jugendlichen Präsidenten des Nachbarstaates nie zugebraut hätten. Das Faxinal do Irany ist vom Obersten Bundesgericht dem Staate Sta. Catharina zugesprochen und demnach hat Herr Dr. Carlos Cavalcanti dort keinen Zoll Bodens zu verschenken, denn dort gehört ihm radikal gar nichts mehr. Hat der Staatspräsident dennoch das getan, dann hat er damit einen bestimmten Zweck verfolgt und dieser kann nur der sein, die Banditen, deren Chef Miguel Fragoço ist, Paraná günstig zu stimmen. Dieses schließt aber schon einen Pakt mit Elementen in sich, die man nicht ködern aber wohl verfolgen muß. Gegen Fragoços, Leaes und ähnliches Gesindel ist das bis zum Ueberdruß falsch angewandte Wort Floriano Peixotos am Platze — den

Banditen begegnet man nicht mit einer Schenkungsurkunde in der Hand, sondern á bala. Nach der Land-schenkungen sah sich Paraná veranlaßt, gegen die Banditen Polizeitruppen auszusenden und jedenfalls haben die Fanatiker gedacht, daß der Staat sie verraten habe und deshalb begegneten sie der Streitmacht João Gualbertos mit einer ausgesuchten Grausamkeit. Dr. Carlos Cavalcanti kann die Schenkung, die schon sowieso ungültig war, offiziell zurückziehen, was er aber nicht mehr aus der Welt schaffen kann, ist die Tatsache, daß er einmal eine riesige Dummheit begangen hat.

Oesterreichisch-Ungarisches Konsulat. Herr Konsul von Rémy ist an einer schweren Augenentzündung erkrankt. Zu seiner zeitweiligen Vertretung ist der dem k. u. k. Konsulate in Curityba zugeteilte Attaché, Herr von Ocetkiewicz, hier eingetroffen.

Eine Munizipalanleihe von 125 Contos will São Bernardo aufnehmen, um die Wasserleitungs- und Kloakanlagen auszuführen.

Die Verabschiedung von Professor Georges Dumas geschah gestern durch ein solennes Frühstück beim Staatspräsidenten und abends durch die Begleitung auf den Luzbahnhof, wo sich Vertreter der Regierung und der akademischen Kreise und der Presse zahlreich eingefunden hatten. Frau Dumas wurde zum Abschied mit prächtigen Blumenbuketts beschenkt.

Die Sorocabana-Bahn wünschte Veränderung des Fahrplanes und einen Nachtzug von Botucatu nach São Paulo einzuführen. Der Ackerbau-sekretär hat das Gesuch auf so lange zurückgewiesen, bis die Linie an verschiedenen Punkten ausgebessert ist. Vom Sekretär wird ein besonderer Ingenieur mit der Beaufsichtigung dieser Bahnbauten beauftragt.

Ueber die Errichtung von drei Hypothekenregister in der Stadt São Paulo ist gestern das bezügliche Gesetz unterzeichnet worden und wird mit Datum vom 31. Oktober promulgiert werden.

Das Bundessteueramt in São Paulo vereinbarte im Monat Oktober 1.211:998\$ gegen . . . 1.322:482\$ im Oktober 1911.

Die Staatsbibliothek wurde im Monat Oktober von 1260 Personen besucht, die 1732 Bücher verlangten. Davon waren 1432 in Portugiesisch, 200 in Französisch, 28 in Englisch, 29 in Italienisch, 29 in Deutsch, 1 in Spanisch und 11 in Latein.

Wieder die Zentralbahn aus dem Geleise. Der gemischte Zug, der am 4. ds. um 1 Uhr von Mogy das Cruzes nach São Paulo abging, entgleiste zwischen den Stationen Suzano und Itaquera infolge des schlechten Zustandes der Linie. Die Passagiere mußten 10 Kilometer bis zur nächsten Station zu Fuß machen.

Eine, die es nicht anders haben will. Maria Julia, die 19-jährige Tochter der Emilia Arruda von São Paulo, war kürzlich durchgebrannt. Die Mutter hatte eine Ahnung, wo sich jetzt ihr Pflänzchen aufhielt. Richtig traf sie am 4. ds. ihre Tochter in Santos auf der Rua Itororó. Aber einen Respekt muß die Kleine schon haben; als sie die Urheberin ihrer Tage erblickte, floh sie in ein Barbiergeschäft, war dort auch wirklich mit guten Worten nicht mehr herauszubringen; die Polizei mußte zu Hilfe kommen und die Widerspenstige abführen. Auf der Polizeistation war aus ihr auch nicht herauszubringen, wer sie denn nach Santos verschleppt habe. Nun muß sie mit Mutter per Schub nach dem heimischen Herde zurück. Aber dieses Täubchen wird bald wieder ausgeilogen sein.

Unter den vielen Gästen, die São Paulo zu beherbergen hat, gibt es wohl wenige, die dem Staat später irgendwie werden nützlich sein können. Von solchen Herren wie dem Ikarus-Adam, dem Sonnetten-Barros und dem Tripolis-Carrère ist nichts zu erwarten. Anders dürfte es sich mit dem französischen Deputierten Herrn Geroges Gerald verhalten, der dieser Tage São Paulo verließ, um über Rio nach Europa zurückzukehren. In seinen hier gemachten Aeußerungen verriet er, daß er wirklich etwas gesehen hat. Seine Aeußerungen sind nicht im Sonnetton gehalten und auch nicht auf die lateinische Seele abgestimmt, sondern sie enthalten wirklich einige Beobachtungen, die einen interessieren können. Sein letzter Ausflug galt dem Staate Matto Grosso. Nach seiner Rückkehr hat ein Vertreter des hiesigen „Estado“ den Deputierten über seine Reiseindrücke interviewt und in seinen Antworten hat Herr Gerald verraten, daß er auf der Fahrt und am Reiseziel sich fleißig umgesehen hat. Seiner Ansicht nach wird die Norbeste-Linie dem Staate São Paulo später noch sehr zugute kommen, denn die Produkte des Staates Matto Grosso, dem eine große Zukunft vorbehalten sein dürfte, werden nicht den Wasserweg über Buenos Aires nehmen, sondern über Land nach Santos exportiert werden und dieses wird den Handel und den Verkehr unseres Staates noch bedeutend beleben. Georges Gerald hat sich in Matto Grosso etwas umgesehen und ist der Ansicht, daß jener Staat sich sowohl für die Viehzucht wie die Landwirtschaft eignen müsse. Diese Beobachtung hat das richtige getroffen und aus der Eignung Matto Grossos für die land- und viehwirtschaftliche Produktion dürfen wir getrost den Schluß ziehen, daß der Hafenverkehr von Santos und der Gütertransport auf unseren Eisenbahnen nach der Erschließung des Binnenstaates ganz ungeheure werden müssen. — Was Herr Gerald da beobachtet, das ist ja nicht besonders viel und gehörte dazu nicht mehr als ein offenes Auge, aber trotzdem bildet er unter unseren Gästen eine Ausnahme, weil die in der Regel wohl den Himmel voll Baßgeigen aber sonst absolut gar nicht sehen.

Für die Junta Commercial werden heute Ersatzmänner gewählt. Kandidaten sind João Candido Martins, Antonio Proost Rodovalho und João Ignacio Pereira Lima.

Die Rückkehr des paulistaner Erzbischofes aus Europa gestaltet sich heute Abend zu einer festlichen Veranstaltung. Die englische Bahn gibt einen Extrazug. Herr Abt Kruse ladet den Erzbischof mit Gefolge schon in Santos zu einem Frühstück ein. Hier vom Bahnhof wird der Erzbischof von Klerus und Gläubigen abgeholt und in zahlreichen Automobilen und Wagen nach seiner Residenz begleitet. — Verschiedenen Klerikern bringt der Erzbischof Auszeichnungen aus dem Vatikan mit. Conego Ezechias Galvão ist päpstlicher Hausprälat geworden. Conego D. João Evangelista Pereira Barros ist überzähliger Geheimekammerer und Porphirio Souza Martins Ehrenkammerer geworden.

Von den französischen Instruktoren kehrt heute über Santos der Chef Oberst Paul Balagny von Europa zurück. Es werden demnächst auch französische Instruktoren für unsere Feuerwehr hier ankommen. Für die Staatspolizeitruppe ist auf nächstes Jahr eine Vermehrung um 600 Mann geplant.

Als spanischer Konsul in São Paulo trifft morgen von Rio her Herr Dr. Juan Solorzano y Costa ein, als Ersatz für Dr. Emilio de Motta y Ortiz, der als Konsul 1. Klasse nach Porto Rico versetzt ist.

Ueber den Artikel „Papier“ im Zolltarif hat eine Anzahl Firmen von São Paulo an den Finanzminister eine Broschüre geschickt, zu dem Zweck, damit die Klassifikation des Papiers und die Anwendung der einzelnen Sätze des Tarifs näher bestimmt werde, da gegenwärtig den Konferenten ziemliche Willkür gelassen wird.

Die Einwanderung über Santos beträgt vom 1. Januar bis 31. Oktober dieses Jahres 74.621 gegen 34.148 in gleicher Zeit des Vorjahres. Davon sind 30 Prozent mit Staatshilfe gekommen; die spontane Einwanderung ist also sehr stark. Im Oktober trafen in Santos 9771 Einwanderer ein, wovon 3325 Spanier, 3134 Portugiesen, 2226 Italiener, 126 Deutsche, 83 Oesterreicher, 74 Russen etc. Am 1. d. M. kamen 1917 in Santos an.

Schwurgericht. Das Schwurgericht hat am Dienstag doch über den Prozeß gegen Alfredo Pocci verhandeln können. Die Erkrankung des Herrn Dr. João Dente hat sich also nicht so pünktlich eingestellt wie sie sich einzustellen pflegt, wenn Belisario Camargo sich auf die Anklagebank setzen soll. Die Nörgler bringen diese Nichterkrankung mit dem Umstand zusammen, daß Dr. João Dente nicht allein die Verteidigung führte, sondern Dr. Augusto Covello und der Rechtsstudent Marques de Almeida ihm zur Seite standen. Das mag nun stimmen oder nicht, aber Tatsache ist, daß der größte Teil der Verteidigung nicht dem seinerzeit über alle Maßen gelobten Herrn Dr. João Dente, sondern dem am Anfang seiner Laufbahn stehenden Herrn Dr. Covello zufiel und dem ist es auch zuzuschreiben, daß Alfredo Pocci mit zehn gegen zwei Stimmen freigesprochen wurde. — Es handelt sich hier um einen aufsehenerregenden Mord. Ein junger Mann erschießt nach kurzem Wortwechsel seine Stiefmutter; er gesteht das Verbrechen ein, stellt sich selbst der Polizei und nach 2½ Monaten tritt das Schwurgericht zusammen, um über ihn ein freisprechendes Urteil zu fällen. Dies r Spruch ist wieder geeignet, eine Kritik herauszufordern, aber nach der Verteidigung, die den Fall wesentlich anders darstellte als die von der Polizei der Presse überlassenen Berichte, erscheint die Sache doch in einem etwas anderen milderen Lichte. Die Polizei sagte und die Presse, die in vielen Fällen ja auf die polizeiliche Informationen angewiesen ist, schrieb ihr nach, daß Alfredo Pocci seine Stiefmutter deshalb erschossen habe, weil sie ihm mit der sehr sichhaltigen Begründung, die Wäsche sei eingepackt oder noch nicht getrocknet ein frisches Bettuch verweigerte. Nach dieser Information erschien Alfredo Pocci als einer der brutalsten Verbrecher, von welchen die Paulistaner Chronik überhaupt zu melden weiß; die Verteidigung hat nun für uns sein Verbrechen nicht zu entschuldigen vermocht, aber sie hat es doch einigermaßen erklärt. Die ermordete Frau Henriqueta Miquelina ist von ihren Kindern nicht ganz umsonst gehaßt worden, denn sie ist vor der Verheiratung mit Nicolau Pocci seine Geliebte gewesen und sie hat kein Hehl daraus gemacht, daß ihr das Vorhandensein der Kinder äußerst unbequem war. Die Abreise nach Italien sei von ihr betrieben worden und die Kinder aus erster Ehe haben allen Grund zu der Annahme gehabt, daß sie den Verkauf des hiesigen Geschäftes dem Vater nur deshalb suggeriert hatte, um einen größeren Teil des Vermögens für sich zur Seite schaffen zu können. Bei dem Wortwechsel wegen des Bettuches habe Alfredo seine Mutter erwähnt und darauf habe Henriqueta nach einem Bilde der Erwähnten gegriffen, um es vor den Augen des Sohnes zu zerreißen. Darauf habe Alfredo seinen Revolver gezogen und sie niedergeschossen. — Wenn

die Sache sich so verhält, dann sind Alfredo mildernde Umstände zuzubilligen, aber ein Freispruch war auch in diesem Falle nicht am Platze. Vor allen Dingen war in Erwägung zu ziehen, daß Alfredo, als er nach zehn Uhr abends zu seiner Stiefmutter ging, einen Revolver bei sich trug. Er kam nicht von einem Spaziergang, denn er hatte den ganzen Abend am Schreibtisch gearbeitet, und der Revolver befand sich wohl nicht zufällig in seiner Tasche, sondern war absichtlich eingesteckt worden, aber in welcher Absicht? Andere Geschworene, die von der Beredsamkeit sich nicht beeinflussen lassen, hätten nur die Frage auf erschwerende Umstände verneint und die mildernden Umstände bejaht, unsere Geschworenen verneinten aber die Frage, ob Alfredo Poggi mit Ueberlegung gehandelt habe und bejahten die Frage der Sinnesverwirrung. Die Freisprechung Poggis ist nicht ein Justizskandal wie die Freisprechung 'Dilermando de Assis' oder Mendes Tavares', aber den Begriffen der Gerechtigkeit entspricht sie deshalb doch nicht, denn Alfredo Poggi hatte unbedingt eine Strafe verdient.

Die Befestigung von Santos hat durch den jüngsten Besuch des Kriegsministers eine interessante Beleuchtung erhalten. Der Leiter unseres Heerwesens hat wirklich gut getan, fremde Attachés und Militärsachverständige nicht mitzunehmen, wie es erstlich geplant war. Eine Vaterlandsgefahr wäre zwar dabei nicht unterlaufen, wohl aber eine Vaterlandsblamage. Denn die berühmte Hafenbefestigung von Santos sieht so ziemlich vorsintflutlich aus. Der Kriegsminister hat sich über die in unserem Hafen gewonnenen Eindrücke offenbar nicht besonders befriedigt ausgedrückt. Vor 10 Jahren hat man die Befestigung des Hafens Santos beschlossen und seit dieser Zeit mit Gewissenhaftigkeit der Bundeskasse die dafür verfügbaren Geldmittel abgezapft, im Ganzen über 5 Millionen Milreis. Die Bundesregierung hat keine Geldmittel verweigert und mit alledem errichtete man bis heute das eine kleine Fort Duque de Caxias und wenn das andere Fort dazu erstellt werden sollte, so braucht man nach dem bisherigen Tempo noch 20 Jahre. Dieses Fort Duque de Caxias hat 4 Kanonen von 150 Millimeter. In Wirklichkeit sind dafür allerdings 6 Kanonen importiert worden, für die während 8 Jahren an die Docagesellschaft Lagergelder bezahlt wurden. Aber zwei davon kamen nie zur Aufstellung, die eine fiel ins Wasser und die andere wurde völlig unbrauchbar. Auch mit anderem Material für die Befestigung ging es gleich. Maschinen, Wagen, Frachtautomobile, Schienen etc., die dafür angeschafft wurden, sind dort nie verwendet worden. Man hatte es anfänglich sehr eilig mit dem Bau, dann aber gings bald gemüthlich. Längere Zeit arbeitete der Kommissionschef ganz allein, wurde aber mit den Budgetposten doch fertig. Er trieb sich mit Vorliebe in den Hotels der Praia von José Menino und in der Paulicea herum. Dann wurde er als General pensioniert, um von diesen seinen Anstrengungen auszuruhen und um jetzt zu der Generalspension noch das Gehalt eines Chefs der Sanitätsbautenkommission von Santos einzuheimsen, wie er damals, als er die Befestigungsarbeiten von Santos leitete, auch zugleich Professor an der Polytechnischen Schule war. Jetzt ist dieses Befestigungswerk, das der geniale Erbauer in Santos für kargen Lohn in den 10 Jahren erstellt hat, ganz reizend mit Capim-Gras bewachsen, das die zahlreichen Mauerriße und Löcher gewissenhaft zudeckt, aber grassenden Ziegen zur Freude gereichte. Eigentlich doch schade, daß der Yankee-Militärattaché den Kriegsminister nicht begleitet hat, er hätte dann seiner Regierung sagen können, sich ja nie einfallen zu

lassen, ihre Panzerschiffe gegen einen Monumental-Festungsbau auszuschieken wie jenen, der den Hafen von Santos gegen jede Weltmacht schützt. Und wir Paulistaner können hinter einem solchen Schutz ruhig schlafen!

An der Börse wurden letzte Woche 5886 Titel gehandelt im Werte von 637.987\$.

Ungesetzliche Steuer. Die Kaffeeexportfirmen Neumann, Geep u. Co., Nossack u. Co., Barbosa u. Co. haben gegen den Staatsschatz Klage erhoben auf Rückerstattung der Zuschlagstaxe auf Minas-Kaffee, die in den Jahren 1908 und 1909 erhoben wurde, im Betrage von 273.401 Franken. Die Steuer von damals wird als verfassungswidrig erklärt, da São Paulo auf Minas-Kaffee diese Taxe nicht erheben kann.

Eine Reform der Normalschulen beantragt der Abgeordnete Freitas Valle. Dabei wird bestimmt, daß auch die, welche ihr Examen an den Gymnasien gemacht haben, Titel als Professoren erhalten können, wenn sie die Examen in den Normalschulen machen. Andererseits können die Normalschullehrer die höheren Lehranstalten besuchen.

Für farbige Kinemas hat sich hier eine Gesellschaft mit 800 Contos Kapital gegründet, die für Brasilien das Privileg der englischen Farbenfilms erwerben will. Zur Direktion gehören Henrique Souza Queiroz, Americo Rodrigues dos Santos, Leoncio Amaral Gurgel, Silvio Penteado, Gabriel Dias da Silva und Fonseca Cotching.

Die Einwanderung in São Paulo erreichte dieses Jahr bis jetzt 84.322 Köpfe; bis morgen sind weitere 580 erwartet.

Einen famosen Gedanken schreibt man Herrn Alfredo Pujol zu, der bekanntlich schon einmal aktiver Minister war. Wie es heißt, arbeitet er an dem Plane zu einer staatlichen Post. Gegen die jetzige Bundespost, die dem fortschreitenden Verkehr immer weniger gerecht wird, soll innerhalb der verfassungsmäßigen Befugnisse eine vom Staate São Paulo selber gegründete und betriebene Postverwaltung geschaffen werden. Vielleicht wäre das ein Mittel, um dem Postschleudrian zu steuern.

Eine hartnäckige Selbstmörderin ist die Julia de Oliveira in der Rua Xavier de Toledo 12. Sie ist auch schon verheiratet und obwohl sie keinen schönen Mann bekommen hat, so ist sie doch ganz absurd eifersüchtig. Keine Treueschwüre ihres Hrn. Gemahls können sie zur Ruhe bringen. Immer gibt es wieder Krach und Ach. Und so nahm sie in dieser närrischen Stimmung gestern zum dritten Mal ihr Tränklein; es war eine Dosis Kokain. Auch diesmal half wieder die Assistencia Policial. Ob es dieser schließlich nicht auch zu dumm wird mit der Julia und läßt sie mal auszappeln?

Für die Junta Commercial waren gestern drei Mitglieder zu wählen für die Zeit von 1913 bis 1916. Es fanden sich hier 400, in Santos 70 Wähler ein. Gewählt wurden João Candido Martins mit 261 Stimmen hier und 44 in Santos, Oberst Antonio Proost Rodovalho mit 234 resp. 45 und José Calazans Rodrigues de Alekmin mit 195 resp. 52 Stimmen, als Ersatzmann José Estevam Fay mit 240 Stimmen. Ferner haben Stimmen erhalten João Ignacio Pereira Lima 184 resp. 57, João José Bastos Guimarães 127 resp. 6, als Ersatzmann Alfredo José Boucher 169, Albino Eugenio de Moraes 102, Francisco Mereilles 59 etc.

Abolitionisten-Gedenktag. Am 2. November wird der Verein „Amigos da Patria“ auf dem Consolaçãofriedhofe die Gräber der Vorkämpfer der Sklavenbefreiung in diesem Staate: Luis Gama, Antonio Bento, José Bonifacio, Antonio Siqueira und Manuel de Oliveira Monteiro besuchen.

Schwurgericht. Heute soll der Medizinstudent Alfredo Pucci, der vor einigen Monaten seine eigene Stiefmutter ohne jeden Grund meuchlings niederschloß, vor die Geschworenen erscheinen, die Verhandlung wird aber jedenfalls ausgeschoben werden, denn der Advokat, der die Verteidigung Puccis führt, hat seit einiger Zeit das Mißgeschick, am Verhandlungstage zu erkranken. Wenn einige Zeit verstrichen und der von dem Verbrechen gemachte Eindruck abgeschwächt ist, dann wiederholt sich die Krankheit nicht mehr mit einer solchen mathematischen Sicherheit.

In der Stadtratssitzung von gestern wurde nach Antrag der Kommission das Budget pro 1913 angenommen, ohne wesentliche Änderungen. Hinzugefügt wurden noch: 2 Contos Steuer und 20 Prozent für Restaurants und Pensionen, die nach 8 Uhr noch ausschenken; 5 Contos für Clubs, wo die Hazardspiele erlaubt sind; 50 Reis für verteilte Reklamezettel; 8 Contos Subvention an die Guia de São Paulo von Antonio Fonseca, gegen Uebergabe von 5000 Exemplaren.

Ueber den Mendelismus hielt gestern abends der Prior des S. Bento-Klosters, Ms. Amaro von Emelen, vor zahlreichem Publikum seinen zweiten Vortrag.

Beim Football-Match vom letzten Sonntag siegten die Amerikaner mit 3 Goals über den Club Germania.

Beim Wettrennen vom Sonntag erreichten die Kassenumsätze der Poules 35:160\$.

Ein Stauerstreik im Hafen von Rio steht auf Mittwoch in Aussicht. Eine Kommission arbeitet zu diesem Zwecke. Die Polizei ihrerseits ist avisiert.

Die Beulenpest-Kranken werden mit Spezialzug von Mendes in das Absonderungsspital von São Sebastião verbracht. Man hofft, auf diese Weise die Seuche zu unterdrücken.

Das Zollamt von Santos hat im September an Zöllen 3.823:562\$ Papier und 2.520:953\$ Gold eingenommen, auf Importwaren im Werte von 16.102:337\$, während Waren im Werte von 758:876\$ zollfrei waren.

Ein schwimmendes Bordell. Dieser Tage mit dem Lloydampfer angekommene Passagiere beschwerten sich darüber, daß es an Bord bunt zugegangen sei. Auf dem Dampfer sollen sich mehrere Weiber der leichtesten Gattung befunden haben und die Schiffsoffiziere werden beschuldigt, daß sie, anstatt dem unwürdigen Treiben der Dämchen ein Ende zu machen, die Tollsten gewesen seien. Ein Passagier hat sich über die Vorgänge derart geärgert, daß er sich in der Presse an den Verkehrsminister wendet und unter Mitteilung skandalöser Einzelheiten sogar die Offiziere näher bezeichnet, die sich besonders hervorgetan haben. Bei dieser Angelegenheit wäre daran zu erinnern, daß die Hafenzollpolizei auf die Dampfer unseres eigenen Lloyd ein weniger wachsames Auge richtet, als auf die Schiffe fremder Flagge. Die ausländischen Dampfer, die von Buenos Aires kommend Santos oder Rio anlaufen, werden auf das genaueste untersucht, ob sich kein Kaffee an Bord befindet, die Lloydampfer, die bekanntlich zwischen Montevideo und Rio de Janeiro verkehren, läßt man in Ruhe, sodaß den Herren Mädchenhändlern die beste Gelegenheit geboten ist, über die uruguayische Hauptstadt ihren Wohnsitz von Buenos Aires nach dem gelobten Lande Brasilien zu verlegen. Hierin liegt vielleicht der Grund, warum die Kaffeezunft trotz der Ausweisungen sich absolut nicht verringert, sondern nach einigen Monaten der eifrigsten Verfolgung ebenso zahlreich ist wie sie am Anfang war. Der betreffende Passagier,

der jetzt seinen Herzen Luft macht, gehört zu der Klasse der Leichtgläubigen, denn er ist der Ansicht, daß der Minister hierin etwas ausrichten könnte. Wer aber den Lloyd kennt, der registriert nur solche Fälle und überläßt die Hoffnung, daß es besser werden könnte, solchen Leuten, die mehr Zeit haben.

Monarchistische Zuwanderung. Am 30. haben sich in Lissabon 603 portugiesische Monarchisten auf dem Dampfer „Arlanza“ nach Brasilien eingeschifft. Es fehlt nur noch, daß der Hauptmann Paiva Couceiro auch den Staub Europas von seinen Sohlen schüttelt und die gastlichen Gestaden Brasiliens aufsucht. Jetzt, wo die Paulistaner Monarchisten sich zu rühren beginnen, könnte der Bandenführer hier vielleicht schon den erwünschten Anschluß finden.

Ein neues Canudos. Aus Curityba kommt die Nachricht, daß auf dem Hochlande sich noch eine andere Bande gebildet hat und zwar in Canoinhas. Canoinhas liegt ebenso wie Irany in der strittigen Zone und hat noch mehr als die letzte Gegend allerhand Gesindel als Schlupfwinkel gedient. Der Anführer der Banditen von Canoinhas sei ein gewisser Casemiro, ein in Paraná weit bekannter Verbrecher, der sich durch die Uebersiedlung der vernachlässigten Zone der polizeilichen Verfolgung entzogen hat. Man befürchtet, daß die beiden Banden zusammenstoßen und dann eine ganz respektable Streitmacht bilden können.

Für die Escola de Aprendizes Artifices soll ein neuer Bau erstellt werden. Der Staatspräsident ersucht dazu den Kongreß um einen Kredit von 250.000 Milreis und die Bundesregierung gibt ebensoviel, wovon 150 Contos bereits vom Rechnungsamt angewiesen sind.

Banque Française pour le Brésil. Diese Bank, Stammhaus in Paris, Kapital 15 Millionen Franken, eröffnet am 31. Oktober hier in São Paulo, Rua São Bento 38-B eine Filiale. Diese Filiale, die unter den günstigen Bedingungen alle Bankgeschäfte besorgen wird, steht unter der Leitung der Herren Dr. Ernest de Montgolfier, Direktor-Gerent, und Richard Elmenhorst, Sub-Direktor. Der Verwaltungsrat der „Banque Française pour le Brésil“ setzt sich aus folgenden Herren zusammen: Dr. Affonso Arinos de Mello Franco, Carlos Monteiro de Barros, Dr. Plinio da Silva Prado, Jacques Eger, Verwalter der „Banque Continentale“ und der Etablissements Händler, Gabelle, Direktor im Handelsministerium zu Paris. Legrand, Industrieller in Paris, Maurice-Binder, Verwalter der Pariser Omnibus-Gesellschaft, Gustave Michel, Kaffeeimporteur in Havre, Prangey, Ingenieur, Gustave Reinhardt, Präsident des Verwaltungsrates der „Société d'Importation et de Commission au Havre“, Riché, Verwalter der „Banque Continentale“ und der „Compagnie Algérienne“, Generaldirektion: André Altermann, Administrateur Délégué, Conrad Heilmann, Administrateur-Direkteur.

Schlimmer als Harem. Die Polizei sucht jetzt nach einem reichen Fazendeiro in Serra Negra, namens Joaquim Celestino de Oliveira Soares. Celestino ist geborener Campinenser und von sehr angesehener Familie. Mit 14 Jahren kam er ins Internat des Gymnasiums Nogueira de Gama in Jacarehy. Nach absolvierter Schulzeit verheiratete er sich bald mit einem Mädchen aus guter Familie, Asteria. Dann kaufte er sich in Pedreira an, wo er sich die Fazenda Santa Helena einrichtete. Um sich die Zeit amüsanter zu vertreiben, angeblich aber um ihnen eine gute Schulbildung zu verschaffen, nahm er auch drei minderjährige Schwestern seiner Frau mit auf die Fazenda, Nun geschah es,

daß eines dieser Mädchen von Pedro Sandoval, den Sekretär der Banco de Custeio Rural, geheiratet wurde. Die junge Frau benahm sich aber ihrem Mann gegenüber ganz sonderbar, ganz scheu und unerklärlich. Aber der junge Ehemann wurde bald aufgeklärt, denn es zeigte sich, daß seine Frau schon in vorgerücktem Stadium schwanger war. Die weitere Aufklärung des Falles stellte heraus, daß der junge Fazendeiro Celestino Soares auch alle drei minderjährigen Mädchen mißbraucht hatte. Daher wird er nun von der Polizei gesucht.

Wieder ein stupider Mord. Bei Perdizes, an der Rua Baronesa de Itú, läßt die „Caisse da Depot Foncier“ große Erdarbeiten vornehmen, um dort Häuser zu bauen. Die Arbeiter wohnen dort zahlreich in Baracken. Zwischen dem 22jährigen Sebastião Pereira Simões und dem 26jährigen Gregorio Melati kam es zum Streite, weil letzterer eine Baracke neben der des Sebastião beziehen wollte, dieser aber wegen seiner jungen Frau die Nähe von Junggesellen nicht gerne sieht. Als nun Sebastião gestern noch etwas angetrunken war, nahm er ein Eiseninstrument und drang in die Baracke von Gregorio ein, als dieser schon auf dem Bette lag. Er versetzte ihm einen Schlag auf den Arm. Dann stand Gregorio auf und lief davon, als wollte er zum Aufseher, Sebastião hinterdrein. Nach einiger Zeit aber kam Gregorio mit blutigen Kleidern heim und Sebastião traf man ermordet am Wege. Gregorio leugnet zwar die Tat, aber alle Umstände sprechen gegen ihn. — Den Tag hindurch arbeiten die Menschen sich hart ab, abends besaufen sie sich, um sich dann gelegentlich im Streit um die Ecke oder ins Zuchthaus zu bringen!

Einen Ausflug nach dem Inneren unternahm dieser Tage der brasilianische Generalkonsul in Genua, Commendador João Antonio Rodrigues Martins, der schon 14 Jahre seine brasilianische Heimat nicht mehr besucht hatte. Er war begleitet von Domingos Rangoni, Direktor der Revue „Italia-Brasil“, einem alten verdienten Proßkollegen, der schon seit mehr als ein Vierteljahrhundert in der Presse zugunsten Brasiliens tätig ist. In Campinas und Ribeirão Preto besuchten die Herren mehrere Fazendas, so auch die von Oberst Francisco Schmidt, wo sie bestens aufgenommen wurden. Konsul Martins, der seit 22 Jahren São Paulo nicht mehr gesehen hatte, war über die Veränderungen und Fortschritte erstaunt.

Aus dem Staatsrat. Von Sampeio Vianna und Hortes Junior wurde in der Sitzung vom 4. ds. auf die Dringlichkeit hingewiesen, die für die Regulierung des Wagenverkehrs über den Viaducto do Chá besteht. Bei dem jetzigen Verkehr stauen sich die Wagen auf der Brücke oft in bedenklicher Weise an, so daß eine Belastung von 60 bis 70 Tonnen auf einer Seite nur vorhanden ist. Es soll eine strenge Vorschrift erlassen werden, damit keine Anstauung von Wagen erfolgen darf, sonst setzt man die Bevölkerung der Gefahr einer enormen Katastrophe aus. — Antonio Baptista da Costa legt ein Projekt vor zur Verbilligung des Fleisches. Auf den Märkten soll jenen Fleischern vom Januar 1913 Bevorzugung bei der Verpachtung gewährt werden, die sich verpflichten, das ganze Jahr das Fleisch zu 800 Reis bis 1 Milreis pro Kilo zu verkaufen.

50 Zollbeamte mehr hat für Santos die Senatskommission ins Budget gesetzt, wie es der Handel gewünscht hat.

Besuche. Professor Georges Dumas, der hier noch einige philosophische Vorträge hielt, wird heute vom Staatspräsidenten mit einem Frühstück verabschiedet und verreis abends nach Rio, wo er sich nach Europa einschiffet.

Hr. Albert Fink, Vertreter der Mannesmann-Firma in Rio, hielt eine Verhandlung mit dem Präfekten von Jundiahy und hat einige Muster von Mannesmannröhren dorthin geschickt, da man wahrscheinlich solche Leitung zur neuen Wasserversorgung in Jundiahy und Rocinha verwenden wird.

Zum Ipiranga-Denkmal ist gestern durch Dekret das betreffende Gesetz veröffentlicht worden. Es wird eine Konkurrenz im In- und Ausland ausgeschrieben, damit Künstler im Laufe eines Jahres Modelle, Entwürfe und Kostenberechnungen einschicken. Die Autoren des als ersten und zweitbesten erklärten Entwurfes haben das Anrecht auf Prämien von 30 resp. 15 Contos. Für die beste Monographie über die Unabhängigkeitserklärung wird ein Preis von 10 Contos verabfolgt; dieser wird bei der Inauguration des Denkmals verteilt werden. Die paulistaner Regierung wird in der Sache mit der Bundesregierung und den Regierungen der anderen Staaten in Verbindung treten.

Wo sind die Philosophen? Anlässlich des gestrigen letzten Vortrages von Professor Dumas über Philosophie wird bemerkt, daß der Besuch stets ein ziemlich guter war. Am zahlreichsten erschienen die Mediziner, auch die Ingenieure stellten sich in guter Zahl ein, aber die Juristen, Bachareis glänzten meistens durch Abwesenheit. Also die Mediziner sind es, die vor allem Philosophie betreiben, allerdings regt sie ihre Wissenschaft auch dazu an. Daß die Bachareis von Philosophie wenig wissen wollen, das beweist, daß unter ihnen die Juristen auch sehr rar sind. Unsere Bachareis sind meistens Paragraphenknacker, die nur zu verdrehen, aber nicht zu begründen und beweisen suchen.

Die Liga Paulista contra a tuberculose ist still aber erfolgreich an der Arbeit. Im Dispensario Clemente Ferreira wurden im Jahre 1911 insgesamt 480 Kranke behandelt. 122 ließen sich untersuchen, wurden aber ganz tuberkulosefrei gefunden. Es wurden 9075 Konsulten gegeben. Auf das Jahr 1912 gingen 134 Patienten über. Die Inspektoren machten 1294 Besuche im Hause; es wurden 956 Heilmittel verabfolgt und 5504 Einspritzungen gemacht. 90 Kranke erhielten das Jahr hindurch Unterstützung; an Nahrungsmitteln wurden verteilt 4388 Kilo Fleisch, 2261 Kilo Brot, 5400 Liter Milch und 1:175\$ für Hausmieteunterstützung.

Allerseelen! Staat, Kirche und Volk vereinigen sich, um diesen Tag in Ruhe, Andacht und ernster Betrachtung zu begehen. Der Staat erinnert sich an die Männer, die das Bestehende geschaffen, erinnert seine Bürger daran, daß nicht alles von heute, sondern daß es zum allergrößten Teil von gestern, von der Vergangenheit, von den begrabenen Generationen geschaffen worden ist und daß die Lebenden für das, was ihnen die Verstorbenen geschaffen und geschenkt, Dank schuldig sind und daß sie die Pflicht haben, das Ererbte zu erhalten und es im Sinn und Geiste der Verstorbenen auszubauen. Heute mehr denn je ist die Rückerinnerung und die Ermahnung notwendig, in der Zeit und in der Welt, wo sich der Respekt für das Alte und Bestehende so stark geschwächt hat und wo man so leicht vor dem Rennen ins Neue, in die Zukunft den schweren Werdegang des Bestehenden verkennt. Daher hat die brasilianische Republik sehr mit Recht auf ihr Wappen die Worte gesetzt „Ordem e Progresso“. Zuerst die Ordnung und dann auf Grund der Ordnung und des Bestehenden der Aufbau des Neuen, des Fortschritts. Deshalb hat sie, dem Spruch folgend: die Verstorbenen regieren immer und mehr die Lebenden, auch den Allerseelentag in die Zahl ihrer nationalen Feiertage aufgenommen.

Diesem vaterländischen Gedenktag fügt die Kirche ihren Sinn bei, indem sie nach ihrer Lehre die Lebenden auffordert, den Toten dadurch ihren Dank und ihre Liebe zu beweisen, indem sie für sie beten und ihnen damit die Station im Fegefeuer abzukürzen. Und für den einzelnen Menschen und für die Familie gibt es doch keinen ernsteren, keinen gemütbewegenderen Tag als diesen Allerseelentag, der uns alle zu den Angehörigen auf den Friedhof führt, damit wir an ihrem Grabeshügel wieder in unserem Gedächtnis all die Lieben und das Liebeserleben und an uns vorübergehen lassen, dem und denen wir so vieles verdanken. Unser heutiges tägliches Leben ist so aufreibend, so anspruchsvoll, daß wir darin ganz aufgehen. Aber um so mehr haben wir die Pflicht, wenigstens einen der 365 Tage herauszunehmen, um ihn denen zu widmen, denen wir alles verdanken und denen wir an Vergeltung und Liebe soviel schuldig geblieben sind.

So feiert der gute Bürger, der gute Christ und der gute Mensch seinen Allerseelentag!

Schwurgericht. Der dritte Staatsanwalt, Hr. Dr. Mario Pires, hat gegen den Freispruch des Studenten Alfredo Pocoli appelliert und dürfte derselbe noch einmal vor die Geschworenen kommen. Nachdem der junge Mann aber schon einmal freigesprochen ist, besteht wenig Aussicht, daß er von einer anderen Jury die wohlverdiente Strafe zudiktirt bekommt.

Die bösen Kraftwagen! In der Rua Quintino Bocayuva überfuhr aus Ungeschicklichkeit der Chauffeur José Reis den 50jährigen Docehändler Geraldo Natri und verwundete ihn schwer. — Eine halbe Stunde später geschah dem Italiener Santi Pontaldi auf dem Largo Osorio gegenüber dem Sorocabanabahnhof etwas ähnliches. Zwei Chauffeure kamen mit einem Lastautomobil in übermäßiger Eile nach dem Luzbahnhof, erfaßten Santi, der weit weggeschleudert und schwer verletzt wurde. Die Kraftwagenrowdis wurden verhaftet. Aber was hilft das, wenn sie nicht wenigstens auf ein Jahr im Loch sitzen!

Hat sich vergriffen. Der 15jährige Junge Francisco Cintade offenbar von den verschiedenen Tränklein gehört, die Mädchen trinken, wenn es ihnen mit der Liebe oder sonstwas nicht mehr gut geht. Obwohl kein Mädchen, nahm Francisco doch eine solche Mischung, aber eine nicht sehr ungefährliche. Im Spital wollte er aber nicht sagen, was ihm denn das Leben so überdrüssig gemacht hat.

Vermißt werden nach einem Zirkular des Identifikationskabinetts folgende Personen: Seit dem 20. September der 16jährige Handelsangestellte Joaquim de Almeida aus der Rua Vergueiro; seit dem 7. Oktober der 30jährige Deutsche, Zivilgardist José Jangosk aus der Rua Santo Antonio; seit dem 8. Oktober der 40jährige Jacomo Rignete von der Fazenda S. Pedro in Araraquara; seit dem 12. Oktober der 38jährige italienische Arbeiter Alcides Pagliotti aus der Rua do Hyppodromo 105; seit dem 17. Oktober der 15jährige Brasilianer João Felipe aus der Rua Tupy 38, und der 22jährige Portugiese Joaquim Nunes aus Santos, Rua Antonio Macuco; seit dem 20. Oktober der 27jährige Italiener Vicente Venamil aus der Rua Visconde de Parnahyba 90; seit dem 21. Oktober die 82jährige Italienerin Sebastiana Severina aus der Rua Itambé 15, und der 14jährige Roque Valente aus der Rua 7 de Abril 84; seit dem 22. Oktober die 19jährige verheiratete Italienerin Elvira Morgante Filiolini aus der Rua dos Immigrantes 95; seit dem 23. Oktober der 16jährige Manuel Rocha aus der Rua Mathilde Sá Barbosa 46, und der 12jährige Alfredo Simoni aus der Rua de Oliveira 11.

Die Samenverteilung durch die betreffende Sektion des Ackerbausekretärs dauert an. Am 30. v. M. wurden 532 Paketchen mit 393.000 Gramm verschickt. Alle einschlägigen Gesuche die vom Juni an eingeschickt wurden, werden noch erledigt werden.

Betreffs der famosen Befestigung von Santos vernehmen wir nun aus dem C. P., daß der Leiter des Monumentalbaues Dr. Ximenes Villeroy war. Der interimische Chef des Sanitätsdienstes in Santos, Dr. Miguel Presgreave, erbot sich, den Kollegen zu verteidigen tut es aber so lendenlahm, daß der Glanz des Autors des Fort Duque de Caxias noch mehr erbleicht.

Der Richter am Obersten Bundestribunal Herr Dr. Oliveira Figueiredo ist am Mittwoch morgen in Rio de Janeiro gestorben. Der Verstorbene, der vor seiner Ernennung zum Mitglied des höchsten Gerichtes der Republik aktiver Politik und Bundessenator für den Staat Rio de Janeiro war, hat den Richterstuhl nur zwei Jahre inne gehabt. Dr. Oliveira Figueiredo hinterläßt vier Söhne und drei Töchter und 38 Enkel. Die Söhne sind alle in guten Stellungen und die Töchter sind alle verheiratet. Als sein Nachfolger wird der Bundesrichter Dr. Pires e Albuquerque ernannt, da dieser Herr aber in der Angelegenheit des „caso do conselho“ die Wünsche der Regierung nicht beachtet hat, so dünkt uns seine Ernennung ausgeschlossen.

Der Santos-Kaffee hat in der letzten Woche des Monats Oktober wieder eine Abschwächung erfahren, obwohl die Vorräte nicht bedeutend und die Aussicht auf die nächste Ernte nicht zu rosig sind. Aber offenbar mißtraut man auf dem Weltmarkt diesen Nachrichten. Die beiden Typ 4 und 7 gingen von 8\$600 und 7\$900 auf 8\$300 und 7\$600 zurück, doch bei fester Haltung.

Im Oktober sind 1.663.903 Sack zugeführt und 1.441.980 Sack verschifft worden. Der Stock beträgt 2.507.803 gegen 2.697.579 Sack in gleicher Zeit des Vorjahres.

Rio verbleibt bei dem Typ 12 8\$600. Im Oktober wurden dort 374.315 Sack zugeführt und 419.441 Sack verschifft und blieb ein Bestand von 166.798 Sack.

Die Zolleinnahmen in Santos beliefen sich im Oktober auf 8.372:705\$, gegen 5.929:898\$ im Oktober 1911, so daß die Differenz in diesem einen Monat sich auf 2.443:447\$ belief.

Die Jury hat in der am Donnerstag beendigten 10. Sitzungsperiode von den in 40 Prozessen angeklagten 48 Personen 6 verurteilt, alle anderen freigesprochen, darunter auch den frechen Burschen, der seine Stiefmutter mir nichts und dir nichts über den Haufen schoß. Das war wieder eine Periode von Justizblamagen.

Ein zootechnisches Laboratorium soll mit der hiesigen polytechnischen Schule verbunden werden. Die Bundesregierung gibt dazu eine jährliche Subvention von 20 Contos. Als Direktor ist Professor Roberto Hottinger angestellt. Das Laboratorium soll eine Reihe von Studien über veterinäre Fragen vornehmen.

Staatskongreß. Zur Kammersitzung setzten sich vorgestern 38 Abgeordnete ein. Ribeirão Preto will einen Normalschulkurs, der Portier der Normalschule in Campinas will Gehaltserhöhung, Cunha will 20 Contos Beihilfe zu den Sanitäts- und Wasserbauten. — Die Kommission befürwortet das Gesetz, wonach die Kloakenbauten und die Wasserversorgung in den Städten Sache des Staates ist, der sie auf seine Rechnung ausführt und den Munizipien und Privaten leichte Abzahlungsbedingungen stellt. Eine Vorlage von höchster



Dringlichkeit und Bedeutung. — Dann referiert Abelardo Cesar über die Erweiterung der Força Publica in 1913. Die rasche Entwicklung unseres Staates erfordert gebieterisch auch die entsprechende Erweiterung des Sicherheitsdienstes. Gegenwärtig zählt das Staatsmilitär 6718 Mann. Davon gehören 2000 Mann zu Guarda Civica, die in hier, Santos und Campinas den Wachdienst hat; ca. 2000 Mann bilden die Bataillone der Garnison von São Paulo und die Feuerwehr, die Militärschule, die Kavallerie und das zur Instruktion der Soldaten nötige Personal. Es bleiben also noch etwa 2000 Mann, welche auf die 175 Munizipien verteilt werden können. So gibt es viele Polizeidistrikte, wo man nicht einen einzigen Soldaten hinstellen kann. Die in Vorschlag enthaltene Vermehrung um 677 Mann ist deshalb vollauf gerechtfertigt. Außerdem wird insofern eine Neuerung eingeführt, als man die Guarda Civica in zwei Korps teilt zu 1000 Mann und noch einen Kommandanten einstellt. Dies ist schon darum erforderlich, weil ein Kommandant sehr oft in Reisen nach Campinas oder Santos abwesend sein muß. In der Guarda sind drei Stufen für Soldaten eingeführt, je nach ihrer Vollkommenheit in der Ausbildung und Haltung. Auch ist man bemüht, die einzelnen Korps mit den nötigen Werkstätten zu versehen, wie dies bereits bei der Feuerwehr mit gutem Resultat der Fall ist. Die Werkstattarbeiter erhalten Extravergütungen von 15 bis 30 Milreis monatlich. Die Força Publica hat folgenden Bestand: Generalstab 21 Mann, 1. Bataillon mit Musik 988, 2. Bataillon 920, 3., 4. und 5. Bataillon je 910 Mann. Der Justizsekretär hatte anfänglich die Idee, den Militärbestand auf 8000 Mann zu erhöhen, hat aber vorderhand davon Abstand genommen. Die Ausgaben hierfür sind auf 12.149:263\$ berechnet, davon entfallen auf Personalgehälter 10.529:963\$, auf die anderen Unkosten 1.610:000\$, z. B. Uniformen 900 Contos, Waffen 50 Contos, Pferdefutter 200 Contos etc. Bei den Besoldungen figurieren der Generalstab mit 83:148\$, die 5 Bataillone von 1.217:352 bis 1.338:144\$, Feuerwehr 660:780\$, Kavallerie 534:416\$, Schulkorps 122:616\$, 1. und 2. Zivilgardekorps 1.279:056\$ resp. 1.238:123\$, Sanitätskorps 94:116\$. Es erhalten monatlich an Gehalt und Gratifikation ein Oberstleutnant-Kommandant 800\$, Major-Fiscal 600\$, Hauptmann-Adjutant 500\$, Hauptmann-Instrukteur 500\$, Alferes-Instrukteur 330\$, Alferes-Sekretär 340\$, Hauptmann-Kommandant 500\$, Leutnant 380\$, Alferes 330\$, Sergeant 135 bis 162\$, Cabo 111 bis 125\$, Soldat 102\$. Der Höchstbesoldete ist der Oberst-Generalkommandant des Generalstabes mit 1:100\$ monatlich. Für die Ernährung des Soldaten wird täglich 1\$ angesetzt, wo die Lebensmittel teurer sind, wird bis 1\$500 berechnet. In Santos wird ein Zuschlag von 15 Milreis monatlich gegeben. Bei Reisen wird eine Vergütung von 1\$500 bis 12\$ verabfolgt. Die Bombeiros werden wie die Soldaten mit 102\$ bezahlt, die Guarda Civica mit 105\$.

Aus der Polizeichronik. Hitze, Alkohol und Aerger haben am Freitag der Schwarzen Benedicta Ferreira de Lima so sehr den Kopf verdreht, daß sie in den Tamanduatehy sprang. Das hatten viele Personen gesehen, aber niemand getraute sich in den gefährlichen Fluß, um die Schwarze zu retten. Mancher meinte wohl auch, seine weiße Haut könne er doch nicht gegen eine schwarze aufs Spiel setzen. Aber das tat schließlich der 40 jährige Geschäftsmann Benedicto Guimarães, der noch gerade im letzten Moment herbeikam, kühn sich ins Wasser warf und die Benedicta ans Ufer schleppte. Es war die höchste Zeit, die Frau war schon besinnungslos, aber die Assistência Policial brachte sie doch

wieder ins Geleise. Uebrigens ist es besser, den Ertrinkenden nicht gerade im ersten Moment zu fassen, denn dann reißt er oft den Retter mit sich in die Tiefe. Uebrigens soll Benedicto Guimarães schon 10 Personen aus dem Fluß gerettet haben, es gehörte ihm sicherlich die Rettungsmedaille. Aber hier ist es ja Mode, zuerst 20 Jahre verstreichen zu lassen und dann erst die Anerkennung auszusprechen. So mag sich Benedicto vorderhand mit dem schönen Bewußtsein begnügen, heroische Taten vollführt zu haben.

— In der nachmittäglichen Schwüle vom letzten Sonntag setzte sich Antonio Sodini, Geschäftsmann in der Rua da Mooça 411, an ein vor der Haustür stehendes Tischlein, um eine Flasche Bier zu trinken. Kaum ein halbes Glas hatte er getrunken, so fiel Sodini von seinem Stuhle wie vom Schlag getroffen zu Boden. Als man ihn aufhob und der Arzt erschien, konnte dieser nur den Tod konstatieren. Man glaubte an einen Schlag, aber bemerkte bald, daß die Leiche zwei Schüsse im Kopfe aufwies. Bald klärte sich das Rätsel auf. Der Nachbar Ottoni Palmieri hatte mit Bekannten sich mit Gewehrschüssen amüsiert und einer von ihnen, Panarella, bemerkte aber, daß er falsch gezielt und den Nachbarn Sodini getroffen hatte. Panarella floh. Wie man versichert, kannten sich der Schütze und der Ermordete nicht. Indessen ist die Polizei bemüht, die fatale Tat aufzuklären.

— Aus einer Dummheit werden so oft zwei. Der Soldat José Gomes war am Donnerstag gegenüber einer Familie frech geworden und sollte nun Strafe absitzen. Als ein Kavallerist ihn nach der Rua Canindé führen sollte, riß Gomes aus, sprang in den Tamanduatehy, wollte ans andere Ufer schwimmen, das er aber nicht erreichte, sondern sank. Gestern fand man seine Leiche.

— In der Schlosserei Rua Graça 219 wurde der 42 jährige Arbeiter Angelo Corso von einem zerspringenden Schleifstein am Kopf getroffen, daß der Tod sofort eintrat.

— Auf dem Rennplatz des Jockey-Clubs, in Prado da Mooça, ereignete sich am Sonntag nach 4 Uhr ein böser Unfall. Das Pferd „Champagne“ des Herrn Carlos Buttari, das der Jockey Juan Zapates ritt, wurde scheu, raste gegen einen Zaun und fiel mit diesem in einen Graben. Das Pferd war sofort tot, der Jockey erlitt einen Schädelbruch, an dem er im Spital bald darauf starb. Juan war, mit 25 Jahren, einer der bekanntesten Jockeys unseres Rennplatzes.

— In Lapa haben der Alkohol und der neapolitanische Dolch wieder großes Unheil angerichtet. Der 22 jährige Ziegler José Portuguesez, Adolpho Guedes und noch einige Kameraden tranken in der Schnapsbude der Thereza Mosqueri, Rua Felix Guilhem 252. Um 10 Uhr brach man auf, aber die beiden Genannten trieb der Alkoholteufel noch in eine andere Schenke, Rua Guilhem 250. Dort kamen die Freunde in Streit, bis Portuguesez dem Adolpho einen Stuhl an den Kopf warf, dieser aber den Angriff damit vergalt, daß er dem Gegner seinen Dolch tief in den Leib stieß, so daß der Verwundete vor der Türe als Leiche hinfiel. Der Eigentümer der Kneipe aber schloß, um keine Unannehmlichkeiten zu haben, sein Geschäft und ließ die Leiche liegen, bis später diese von Kameraden gefunden wurde. Der Mörder floh, wurde aber später auf der Straße nach Osasco verhaftet.

— In der Rua Paulista 58 wollte sich die 18 jährige Annunciata Martino an ihrem Manne, mit dem sich das junge Ding überworfen hatte, dadurch rächen, daß sie ein Tränklein nahm. Aber den Katzen-

jammer hat doch nicht er, sondern sie zu tragen, also —.

— In der Rua Gloria 176 erfolgte am Samstag der dritte Selbstmordversuch. Die Wäscherin Francisca Alves dos Santos war am Allerseelentag auf dem Friedhofe und da kam ihr ein ganz sonderbarer Gedanke. Sie meinte, bei der großen Hitze unter Blumen in kühler Erde zu schlafen, sei am Ende doch schöner als die ganze Woche schwitzen, schufteten und schmutzige Wäsche waschen. So kam sie darauf, abends sogar Aeido fenico zu verschlucken. Jetzt liegt sie im Spital.

— Auf der Bondsfahrt nach dem Friedhof ereignete sich am Samstag ein großes Unglück. Wie viele Leute, so fuhren auch drei Türken mit, indem sie sich auf das seitliche Aufsteigebrett stellten. Auf der Fahrt bog sich der Syrier Kamil Chamussi zu weit heraus und schlug mit dem Kopf an einen Pfosten. Seine Kameraden Forgi und Salim sprangen gleich vom Bond, aber so unglücklich, daß sie vom Anhängewagen ergriffen wurden. Das Resultat war, daß Chamussi als Leiche aufgehoben wurde, Salim mit schweren Verletzungen und Forgi mit leichten Verwundungen nach dem Spital transportiert wurden. Es ist zu bemerken, daß am gleichen Pfosten vor zwei Jahren ein Mann totgeschlagen wurde. Es wäre also Pflicht der Stadtbehörde, die Light sofort zu veranlassen, den Pfosten weiter von der Bondslinie zu entfernen.

Aus der Polizeichronik. Als gestern Abend im Cinema-Iris die Vorstellung schloß, wurde das Publikum durch Revolverschüsse nicht wenig in Schrecken versetzt. Und was war es? Eine gewöhnliche Hauererei! Der 21jährige Maurer Coronati zog sein Schießisen und schoß auf Raphael Zupo, weil dieser dem Vetter Coronatis eine Ohrfeige gegeben. Auf den Schuß gab ein Freund Zupos dem Coronati einen Stockschlag aufs Haupt. Darauf kam der Arm der strafenden Gerechtigkeit und schaffte die napolitanischen Prügeljungen nach der Zentralstation.

Aus der Polizeichronik. Aus dem Tieté bei der Ponte Pequena zogen gestern zwei Soldaten zwei nackte Leichen von Knaben heraus, die sich umschlungen hielten. Es waren der 10jährige Antonio dos Santos aus der Rua Mixtes 8 und der Carolino Augusto, 14 Jahre alt, aus der Rua Henrique Dias 68. Sie waren am Sonnabend baden gegangen und dabei verunglückt. Bekanntlich sind unsere Flüsse Tieté und Tamanduatehy sehr gefährlich und ist deshalb dringende Warnung nötig, besonders jetzt, wo die Hitze so leicht zum Baden einladet. Traurigerweise hat es unsere „berühmte“ Stadt São Paulo bis jetzt noch zu keiner Badeanstalt gebracht oder zu einem Volksbad, obwohl es wahrlich an Wasser nicht fehlt und ein freies Volksbad mit geringen Unkosten erstellt wäre. O café dá para tudo, aber für das Nötigste und Nützlichste reicht er oft gerade nicht aus, weil die leitenden Köpfe dafür nicht die nötige Einsicht haben.

Munizipien.

Santos. Blinde Passagiere kommen seit einiger Zeit sehr zahlreich in Santos an. Mit dem Dampfer „Principe de Udine“ sind nicht weniger als 14 solcher Individuen eingetroffen, die sich in Genua an Bord geschlichen haben. In Santos ließ man sie nicht an Land. Es ist wahrscheinlich, daß so viele blinde Passagiere nur mit Hilfe der Mannschaft an Bord kommen können. Sind wohl junge Leute, die keine Papiere haben, weil sie sich vor dem Tripolis-Dienste gedrückt haben.

— Fünf Mitglieder der großen Kaftenzunft, Pierre Michal Maurong, José und Emile Logar, Henriette

Brandia und Matilde Fonely, die alle mit dem französischen Dampfer „Liger“ kamen, ließ man in Santos nicht an Land.

— Am 25. ds. wurde nachts eine große Warenkiste ausgeraubt, die beim Docas-Armazem 8 lag; damit hatten die Seeräuber von Santos 50 Büchsen italienisches Oel gestohlen. So geht es Tag und Nacht; die Polizei sieht nichts.

— Das Centro de Navegação Transatlantica hat an die Hafenpräfektur eine Eingabe gemacht, in der sie erklärt, daß der Schiffsverkehr sehr unter der ungerechtfertigten Gepflogenheit leide, daß die Schiffe, welche schon morgens 6 Uhr einfahren, erst um 7 Uhr 45 oder 8 Uhr den Besuch der Behörden erhalten, wodurch viel Zeit verloren gehe. Es möge angeordnet werden, daß die Besuche wenigstens um 7 Uhr erfolgen.

Santos. Der Stauercapataz João Natali ist am 30 ds. das Opfer eines grausigen Unfalles geworden. Unachtsam lehnte er an die Sperpflocke der Bahn bei dem Docas-Armazem 16, als zwei Waggons gegen die Pflöcke fuhren und den Mann erdrückten, daß er sogleich eine Leiche war.

— Osorio Castanho, Chef des Armazem R. Alves, Toledo & Cia., war beim Aufsteigen auf einen fahrenden Bond so unvorsichtig, daß er das Gleichgewicht verlor und auf die Straße fiel. Die Verletzungen waren aber so schlimm, daß Osorio bald darauf starb. Er war 42 Jahre alt. Vater von 3 kleinen Kindern.

— Die Docasgesellschaft wollte die Steuer von 21½ Prozent von ihrer Dividende nicht bezahlen und hat sich deshalb an den Finanzminister gewendet. Dieser aber hat das Gesuch der Docas-Direktion abgewiesen.

Santos. In dem Einbruchversuch bei der London and Brazilian Bank sind als verdächtig Francisco Azevedo de Godoy, Silverio Passos und Leonel Filgueiras in Haft genommen.

— Der Angestellte eines Geschäftshauses in Santos, Francisco Azevedo de Godoy, ist im Hotel Brasilia in Campinas verhaftet worden. Er logierte dort seit 20 Tagen, hatte viel Geld und besuchte oft die Spielhäuser. Nun stellte sich heraus, daß der 21jährige Mann die Geschäftskasse, wo er Hilfsbuchhalter war, bestohlen hat. Auf diese Weise hat sein Rentierdasein ein schnelles Ende erreicht. Wie es scheint, war dieser Bursche auch an dem Einbruchversuch bei der London Bank beteiligt.

Campinas. Dr. Armando Rocha Brito und Arthur Maia haben als Subpräfekten von Vallinhos und Arraial ihre Entlassung eingereicht.

— Vor dem Richter wurde das Verhör über Angelo Surchetti wegen Entehrung aufgenommen.

Campinas. Am 3. ds. wurde Frau Irene Kohn, Gattin des Elektrizitäts-Beamten Emilo Kohn, bedrückt.

— Mit einer Dosis Acido fenico versuchte sich das Mädchen Endoxia de Oliveira zu vergiften.

— Der Oktober begann in der Santa Casa de Misericordia mit 181 Patienten, 184 traten neu ein, 159 wurden entlassen, 25 starben und 141 verblieben auf November. Es wurden 2613 Arzneien verabfolgt und 30 Operationen vorgenommen.

— In Campinas will man mit 1000 Contos Kapital eine große Weberei gründen und dafür eine Konzession von der Munizipalität mit Steuerfreiheit, freiem Wasserverbrauch und einem Terrain von 40.000 Quadratmeter an der Rua Barão de Parnaíba. An der Spitze dieses Unternehmens stehen Dr. João de Assis Lopes Martins, Eusipides Coelho de Magalhães, Artur Lewi etc.

— In der S. P. de Beneficencia starb Josephina Freisner.

Amparo. Das Munizipalbudget berechnet die Ausgaben pro 1913 auf 384:500\$000: davon entfallen auf das Schulwesen 36:800\$000.

— Die Finanzkommission hat das Budget pro 1913 mit nachfolgenden Hauptziffern aufgestellt: Einnahmen der Stadt 981:800\$, der Sub-Präfecturen 115:000\$ Total 1.096:800\$, Ausgaben: der Stadt 1.031:454\$, der Sub-Präfecturen 65:945\$, Total . . . 1.097:400\$.

Taquaritinga hat für 1913 das Munizipalbudget mit 244:800\$ Einnahmen aufgestellt, dabei steht die Gewerbesteuer mit 100 Contos obenan.

Bundeshauptstadt.

Hamburg-Südamerika-Schiffsgesellschaft in neuester Entwicklung. Die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft schlägt eine Kapitalerhöhung von 15 auf 25 Millionen Mark vor. Die Gesellschaft hat in den letzten Jahren eine intensive Bautätigkeit entwickelt, und zwar im Zusammenhang mit der im vorigen Jahre — allerdings unter Schwierigkeiten — erfolgten Verlängerung des südamerikanischen Schiffahrtspols, bei der die verschiedenen Reedereien, die deutschen sowohl wie die englischen (Royal Mail) Ansprüche auf Erhöhung ihrer Beteiligung stellten. Die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft betreibt gemeinschaftlich mit der Hapag drei Linien nach Nord-, Mittel- und Südbrasilien, ferner eine Linie nach dem La Plata, eine weitere von New York nach Brasilien und schließlich noch eine patagonische Küstenlinie. Ende 1911 hatte die Gesellschaft eine beträchtliche Zahl neuer Schiffe in Ban bzw. in Auftrag gegeben, obwohl erst gegen Ende dieses Jahres der neuerbaute Dampfer „Cap Finisterre“ von 14.500 Brutto-Reg.-To. seine erste Reise ausgeführt hatte. Am Schluß des vorigen Jahres befanden sich im Bau bzw. waren in Auftrag gegeben:

	Brutto-Reg.-To.	Tragfähigkeit in To.
Bahia Blanca	10.500	12.000
Buenos Aires	10.500	12.000
Monte Penado	3.700	6.300
Cap Trafalgar	17.400	9.500
Neubau	10.500	12.000
Neubau	10.500	12.000
Santa Rosa	3.700	6.300

Von diesen Dampfern übertrifft der „Cap Trafalgar“ an Größe ganz erheblich den bisher für die Südamerikafahrt gebräuchlichen Dampfertyp; er soll hauptsächlich den Zwischendeckverkehr vermitteln. Im Geschäftsbericht 1911 hat die Gesellschaft betont, daß trotz des im Bau befindlichen Zuwachses von ca. 67.000 Brutto-Reg.-To., durch den sich die Gesamttonnage der Gesellschaft auf 285.000 Brutto-Reg.-To. erhöhen wird, eine Kapitalerhöhung nicht beabsichtigt sei, daß vielmehr die Kosten der Neubauten aus eigenen Mitteln gedeckt werden sollen. Kürzlich hat die Gesellschaft einen weiteren Dampfer der Cap-Klasse, der an Art und Größe ungefähr dem „Cap Trafalgar“ entsprechen dürfte, bei der Firma Blohm u. Voß in Hamburg in Auftrag gegeben, und dadurch ist die Gesellschaft an einem Punkt angelangt, bei dem sie die Verjüngung ihres Schiffsparkes nicht mehr aus eigenen Mitteln vornehmen kann. Die neuen Aktien dürften den Aktionären, wie verlautet, bei einem Hamburger Tageskurs von ungefähr 205 pCt. zu etwa 145 pCt. zum Bezuge angeboten werden, so daß sich für die Gesellschaft ungefähr ein Erlös von 14,5 Mill. Mk. aus der Kapitalerhöhung ergeben wird. An der Börse werden die Aktien zurzeit noch

nicht notiert, doch ist die Einführung zum Berliner Börsenhandel geplant. Da das Aktienkapital auf 25 Mill. Mk. anwächst, ist auch die Möglichkeit gegeben, die Aktien zum Ultimoverkehr einzuführen, und es ist wahrscheinlich, daß die Genehmigung dazu nachgesucht werden wird. Bei der jetzigen starken Bautätigkeit der Gesellschaft und fast aller an der Fahrt nach Südamerika beteiligten Schiffahrtsunternehmungen ist zu berücksichtigen, daß nicht nur der Handel der südamerikanischen Staaten sich in ständiger starker Aufwärtsbewegung befindet, sondern, daß auch die demnächst erfolgende Eröffnung des Panamakanals die hauptsächlich nach Südamerika fahrenden Gesellschaften vor neue große Aufgaben stellt, und daher ist es begreiflich, daß diese Gesellschaften sich beizeiten rüsten, um diesen Aufgaben gerecht werden zu können.

Geschieden und in Brasilien wieder-verheiratet. Jüngst meldete sich in Rio ein Brautpaar, von denen beide Teile in der Schweiz verheiratet, aber nachher geschieden worden waren. Der Zivilstandsbeamte in Rio machte Schwierigkeiten; da man in Brasilien noch keine Ehescheidung mit Wiederverheiratsrecht hat, meinte er, auch dieses Schweizerpaar nicht trauen zu dürfen. Der Richter Souza Bandeira belehrte ihn aber eines besseren. Da die beiden nach schweizerischem Gesetz geschieden sind, wo die Scheidung das eheliche Band vollständig aufhebt, so sind auch in Brasilien diese Leute als nichtverheiratet zu betrachten und haben also das Recht, hier sich wieder trauen zu lassen. Ihr Zivilstand richtet sich in diesem Falle nicht nach brasilianischem, sondern nach schweizerischem Gesetz.

Ueber Erbschaftsschwindler in Brasilien schreibt das „Berliner Tageblatt“: „Schwindeleien mit Erbschaftsbriefen werden seit einiger Zeit von Südamerika aus in Deutschland betrieben. Nach den verschiedensten Gegenden des Reiches gelangen Briefe, die den Empfänger zu ihrer nicht geringen Ueberraschung und Freude eine Erbschaft ankündigen. Die Briefe, die aus Porto Alegre kommen, tragen den Kopf: „Aloys Scherer, Advogado, Praça Senador Florencio N. 33.“ Das Schreiben teilt dem Empfänger mit, in Guarany in Brasilien sei am 19. Dezember 1911 ein angeblicher Carlos Fischer gestorben. Seine in Brasilien wohnhaften Erben hätten bereits ihr Erbeil ausgezahlt bekommen. Der Erblasser habe aber noch anderen Leuten, die in Deutschland lebten, Legate vermacht. Unter diesen Legatoren, die noch nicht alle ermittelt seien, befinde sich auch der Empfänger des Briefes. Für ihn habe der verstorbene Carlos Fischer 15 000, etwa 20 000 Mark, bestimmt. Der Zusendung dieses Betrages stehe nichts mehr im Wege, nur seien die Kosten für die Erhebung des Erbschaftsanteils, Stempel, Vollmacht, Registrierung usw., im Betrage von 52 Milreis gleich 70 Mark im voraus noch zu bezahlen. Sie müßten vom Briefempfänger eingeschickt werden, da nach den brasilianischen Gesetzen von den Legaten nichts abgezogen werden dürfe. Den 52 Milreis müsse eine Erklärung über die Annahme des Legates und die Weisung, an welches Amtsgericht das Geld gesandt werden solle, beigelegt werden. Wünsche der Briefempfänger eine beglaubigte Testamentsabschrift, so habe er dafür noch besondere 20 Mark mit einzusenden. Kein Wunder, daß viele Briefempfänger die verhältnismäßig kleine Summe gern einsenden, um recht bald die große Erbschaft zu erhalten. Darauf aber warten sie vergeblich. Denn die ganze Erbschaft ist, wie auf Ersuchen des deutschen Konsulats die Polizei von Porto Alegre schon festgestellt hat, reiner Schwindel. Der Unternehmer des Tricks nennt sich außer

Advokat Aloys Scherer auch Alfred Haag. Wie er aber wirklich heißt, ist noch nicht bekannt. Wahrscheinlich aber ist er ein Deutscher, der mit gutem Erfolg der Erbfreudigkeit seiner Landsleute in der alten Heimat ausbeutet.“

Der französische Kreuzer „Jeanne d'Arc“ ist am 4. ds. im Rio-Hafen eingelaufen; er hat eine Abteilung Marineschüler an Bord, die sich auf der Instruktionsreise befinden. Das Schiff steht unter dem Befehl von Fregattenkapitän Grasset.

Ein großer Brand wird aus Curityba gemeldet, der am 5. ds. die Zündhölzchenfabrik von Hürlmann vollständig vernichtete. Das Feuer brach mittags 2 Uhr aus und zerstörte in kürzester Frist das ganze Etablissement. Man vermutet, daß sich die brennbaren Fabrikationsstoffe infolge der Hitze selbst entzündeten. Der Schaden wird auf 800 Contos veranschlagt. Die Fabrik beschäftigte 400 Arbeiter. Ob jemand verunglückte, weiß man noch nicht.

Seitdem die Unruhen im Sertão losgegangen sind, scheint in Curityba auch eine Art geschäftlicher Krise eingetreten zu sein. Zahlreiche Geschäfte laborieren an Zahlungsschwierigkeit und verlangen von ihren Lieferanten langfristigen Aufschub. Auch São Paulo ist dabei nicht unbedeutend in Mitleidenschaft gezogen. Die Bau-, Spekulations- und Einkaufswut hat sich in Curityba schnell überhoben. Auch die Behörden und Politiker haben an diesem Rückschlag ihre Schuld, indem sie die leidige Grenzstreitfrage mit Santa Catharina von neuem begannen.

Verlorenes Kriegsmaterial. An Bord des in der Elbe gesunkenen Dampfers „Vandalia“ der Hamburg-Amerika-Linie befand sich auch Material für unser Kriegsministerium. Der Minister will von der Reederei Entschädigung für das verlorene Material verlangen. Ist das Material nicht versichert gewesen?

Mit Herrn Otto Reim hat der Direktor der Münze in Rio de Janeiro einen Vertrag auf ein Jahr abgeschlossen, wodurch Herr Reim als Graveur angestellt wird. Er hat die ihm von der Direktion übergebenen Arbeiten allein zu leiten und für alle Aufträge die modernsten Verfahren anzuwenden. Auch ist er verpflichtet, während der Zeit seines Kontraktes die Arbeiter und Lehrlinge nach Möglichkeit in die Herstellung von Apolice-Papieren etc. so weit einzulernen, damit sie nach Ablauf seines Kontraktes selbständig arbeiten können. Dafür bekommt Herr Reim monatlich 1000 Kronen gleich 624 Milreis. Jedenfalls hat Herr Reim die brasilianischen Verhältnisse nicht gekannt, als er diesen Vertrag abschloß. Denn für das, was er nach diesen Angaben aus dem Vertrage zu leisten hat, sind 624 Milreis eine geringe Bezahlung.

Perfide Verdächtigungen. Gewisse Paranaenser Heißsporne haben es fertig gebracht, die traurigen Vorfälle von Irany auszubeuten, um gegen Santa Catharina in der Grenzstreitfrage Stimmung zu machen. Das Munizip Palmas, wo die Banditen sich aufhalten, liegt nämlich in dem Gebiet, das der Entscheidung des Obersten Bundesgerichtes zum Trotz noch immer nicht an den Staat Santa Catharina ausgeliefert wurde. Nun haben im Centro Paranaense in Rio die Herren Oberleutnant Brasílio Borde und Dr. Ubaldino do Amaral Reden gehalten, in denen sie der Regierung von Santa Catharina schlankweg vorwerfen, sie stecke mit den Banditen unter einer Decke und habe den Ueberfall von Irany veranlaßt. Diese Reden, die darauf berechnet waren, die gerechte Sache von Santa Catharina in den Augen des Volkes herabzusetzen, haben leider in Curityba begeistertsten Widerhall gefun-

den. Im Staate Santa Catharina haben sie begreiflicher Weise einen Sturm der Entrüstung ausgelöst. Man ist dort um so erbitterter, als Regierung und Bevölkerung an dem Unglück der nachbarstaatlichen Polizei herzlichen Anteil genommen und als obendrein die Regierung alles aufgeboten hat, um mit Paraná zusammenzuarbeiten an der Einkreisung und Unschädlichmachung der Banditen. Der Erfolg jener perfiden Verdächtigungen kann also nur das Gegenteil von dem sein, was ihre Erfinder zu erreichen hofften. Die Hetzer gegen Sta. Catharina führen besonders ein Argument ins Feld. Die catharinenser Staatspolizei soll sich an dem Tage der Katastrophe ganz in der Nähe der Unglücksstätte befunden haben und da sie von Fragozo nicht angegriffen wurde, so meinen die Herren Paranaenser dann den Schluß ableiten zu können, daß der Bandenführer den Catharinenser Soldaten wohlgesinnt sei. Die Catharinenser lagen aber wie die glaubwürdigen Nachrichten erzählen in der Nähe von Herval und der Zusammenstoß der Paranaenser mit den Banditen erfolgte im Faxinal do Irany. Nun kann man dem Herrn Oberleutnant einen blitzblanken Taler versprechen, wenn er die Strecke von Irany bis Herval auf schnellstem Pferde an einem Tage zurücklegen kann. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Banditen allen Grund haben, der Eisenbahnlinie fern zu bleiben, und da zwischen Irany und Herval die S. Paulo—Rio Grande-Bahn liegt, so hatten sie auch denselben Grund, die bei der letztgenannten Ortschaft lagernden Catharinenser in Ruhe zu lassen. Herr Dr. Ubaldino do Amaral, der in dem großen Grenzprozeß als der Anwalt Paraná's figurierte, muß, wenn nicht aus eigener Anschauung, so doch aus den Akten wissen, daß jene Gebiete, wo die Tragödie der Fanatiker sich abspielt, äußerst unwegsam sind und daraus hätte er den Schluß ziehen sollen, daß es den Catharinensern auch beim besten Willen nicht möglich war, sich der Streitmacht João Gualbertos anzuschließen; außerdem hätten die Paranaenser bedenken sollen, daß die Fanatiker, bevor sie sich nach Irany zurückzogen, die Ortschaft Campos Novos bedrohten und da diese, Sta. Catharina gehört, so spricht das doch wahrhaftig nicht dafür, daß sie Sta. Catharina gegenüber eine besondere Freundlichkeit an den Tag legten.

Der Grenzstreit zwischen Paraná und Santa Catharina soll nun durch ein Schiedsgericht definitiv beigelegt werden. Wenn die äusserst wichtige Rolle des Schiedsrichters zufallen wird, ist noch nicht bekannt, die Einsetzung eines solchen scheint aber beschlossene Sache zu sein. Im Cattete habe zwischen den Herren Hermes da Fonseca, Lauro Müller, Vidal Ramos, Antonio Azeredo und Pinheiro Machado eine diesbezügliche Besprechung stattgefunden und man habe sich dahin geeinigt, daß die alte Streitfrage so bald als möglich auf schiedsgerichtlichem Wege erledigt werden müsse. Diese Nachricht hat in Curityba eine große Begeisterung ausgelöst und man meint dort, daß Paraná nunmehr zu seinem „Rechte“ kommen werde. Etwas sonderbar klingt es, wenn jetzt noch, nach den Vorgängen in Irany die Behauptung ausgesprochen wird, Paraná habe das strittige Gebiet, „Kultiviert“ und dürfe es nicht zugeben, daß Santa Catharina die Früchte der Paranaenser Arbeit einheimse. In Bezug auf das strittige Gebiet ist das Wort Kultur absolut nicht am Platze, denn eine Kultur ist in Irany, Canoinhas, Timbó etc. auch mit der Blendlaterne nicht zu finden, oder aber muß man das dort üppig ins Kraut schießende Banditentum für eine Kulturbüthe erklären. Wie die Sache nun erledigt wird, kann vom national brasilianischen Standpunkt gleich-

giltig sein, denn sowohl Santa Catharina wie Paraná gehören zum brasilianischen Bunde, aber deshalb können wir doch das Gefühl nicht unterdrücken, das Santa Catharina Unrecht geschieht, und daß die Einsetzung eines Schiedsgerichtes eine Desavouierung des Obersten Bundestribunals darstellt.

Von der Kaffeeausfuhr über den Hafen von Rio de Janeiro während der ersten 9 Monate dieses Jahres hat die Firma Ornstein & Co. folgende Statistik aufgestellt:

	Sack
Ornstein & Co.	314.184
Theodor Wille & Co.	248.100
Eugen Urban & Co.	194.960
Hard Rand & Co.	142.062
Pinto & Co.	136.887
Mc Kinlay, Schmidt & Co.	111.529
Castro Silva & Co.	94.926
Pinheiro & Ladeira	78.828
Louis Boher & Co.	75.065
Hermann Baasch	68.247
Ad. Schmidt Filho & Co.	50.757
Norton Megaw & Co.	35.330
Oscar Marques & Co.	29.790
Robert Schoenn	22.874
Sequeira & Co.	19.153
Dias Garcia & Co.	17.620
Fabr. Gomes Pedroza	16.883
Zenia Ramos	16.082
W. F. Mc Laughlin & Co.	15.892
Pierre Pradez	13.613
F. Gaffrée	13.023
Coop. Agric. M. Geraes	13.000
Clarkson & Co.	10.950
Arbuckle & Co.	5.000
P. S. Nicolson & Co.	4.779
Gustav Trinks & Co.	2.375
John Moore & Co.	1.060
Karl Valais Junior & Co.	500
Queiroz Moreira & Co.	200
Teixeira Borges & Co.	166
Ag. Off. do E. M. Geraes	153
Guimarães Irmão & Co.	125
Saramage & Irmão	100
Verschiedene	653

1.754.866

Nach den verschiedenen Häfen gingen:

New-Orleans	302.252
New-York	262.643
Hamburg	221.926
Marseille/Opt.	211.520
Triest	181.051
Antwerpen	47.264
Schwedische Häfen	43.104
Havre	27.399
Bordeaux	23.808
Genua	22.959
England	4.855
Amsterdam	3.750
Copenhagen	1.375
Christiania	1.500
Portugal	1.369
Bremen	1.000
Rotterdam	500
Malta	375
Brazil coasts	227.899
River Plate	70.909
Chile	19.763
Süd-Afrika	68.550

Als Bundeslehranstalten anerkennt die Senatskommission die Ackerbauschule in Piracicaba, die Handelsakademien in Santos und Porto Alegre und die Agronom-Veterinärschule in Pelotas.

Die Erbschaftserledigung des Padre Henrique Martins Ribeiro wird noch recht langstielig werden. Die Sachverständigen haben herausgefunden, daß die Eintragung von Henrique Ribeiro, der sich als Erbe des in Ribeirão Preto verstorbenen Padre ausgibt, im Taufbuch von Nietheroy gefälscht ist und zwar sehr gröblich. Das Blatt 48 ist herausgerissen und durch ganz anderes Papier ersetzt, das weder das Wasserzeichen noch die Liniatur des Buches hat. Selbst die Größe, die Farbe und die Masse des Papiere sind ganz anders. Die Unterschrift des Pfarrers ist dabei in gröblicher Weise gefälscht.

In Ceará sieht es nach Sturm aus. Die Mehrheit der staatlichen Kammer hat die cearenser Abordnung im Bundesparlament ersucht, beim Obersten Bundesgericht Habeas Corpus zu verlangen, damit die auf den 8. November angesetzte Kammereröffnung stattfinden kann. Die Mehrheit ist gegen den Gouverneur Franco Rabello.

Ein schweres Bahnunglück ereignete sich am 4. ds. in Bahia. Eine Lokomotive führte eine Anzahl Hafenbauarbeiter nach dem Steinbruch Cajado. Bei der Brücke João Theophilo stürzte die Lokomotive in die Tiefe; 24 Arbeiter sind schwer verwundet.

Der englische Kreuzer „Glasgow“ ist, vom Norden kommend, am 28. morgens in Rio eingelaufen.

Lybien. Die brasilianische Regierung hat am 28. die Souveränität Italiens über Lybien offiziell anerkannt.

Ein Pfluschwerk der Natur ist in Bagé zur Welt gekommen. Dort wurde am 25. ds. ein Kind geboren, das keinen Mund hat, sondern nur einen kleinen Strich, wo jener sein sollte. Außerdem hat dieser lebend zur Welt gekommene arme Wurm auf der einen Seite einen Arm und ein Bein, aber ohne Hand und Fuß, auf der anderen Seite Arm und Bein mit je zwei Finger daran. Man versuchte bei dem Kind eine Mundoperation, aber ohne Erfolg und hat dem Kind bisher durch die Nase Nahrung zugeführt.

Ueber den Baron v. Werther-Fall, in welchem der Schwiegersohn von Baron do Rio Branco bei der Rückkehr nach Hause von einem Verwandten angeschossen wurde, weil dieser Einbruch fürchtete, ist die Polizeiuntersuchung geschlossen und das Vorkommnis als böser Zufall archiviert.

Die Fahrt auf den Zuckerhut ist mit dem 27. ds. eröffnet worden. Die Generaldirektion hat den provisorischen Fahrplan und die Preise genehmigt, mit 5 Zügen am Sonntag morgen und 4 nachmittags; außerdem sind noch Extrazüge vorgesehen. Die Fahrt von der Praia Vermelha bis Urca kostet 2 Milreis.

In die Falle gegangen. Vor 5 Monaten hatte ein Heizer an Bord des Dampfers „Magellan“, der von Marseille kam, zwei bekannten Schmugglern, José da Silva und Luiz Pequeno, Waren im Werte von 249 Pfund Sterling verkauft. Dafür gab Pequeno dem Heizer in einem Beutel 249 Stück Münzen, die sich nachher als vergoldete 20 Reis-Stück herausstellten. Jetzt war derselbe Dampfer wieder in Rio eingelaufen und Pequeno hatte die nicht gewöhnliche Frechheit, wieder an Bord zu gehen. Auch der Heizer mit den vergoldeten 20 Reismünzen war wieder da, avisierte nun die Polizei und ließ den Gauner verhaften. Allerdings dem Heizer wird das nicht viel helfen und die Rio-Polizei wird Pequeno bald wieder seinem „ehrlichen“ Berufe zurückgeben.

Das Auswanderungsproblem in Oesterreich-Ungarn Seine Schäden und seine Reform.

Von Regierungsrat Friedrich Hey.

Die Auswanderung als Raubbau. Verschiedene Arten. Was das Yankeeland verschlingt. Wirtschaftliche Wertbilanz der Auswanderung. Aufgabe des Staates Auswandererschutz. Ablenkung nach Südamerika, Vorteile für die Person, für den Handel und die Schifffahrt. Saisonauswanderung nach Südamerika. Auswanderungsproblem und seine staatspolitische Tragweite.

Während man in anderen Staaten der in das gesamte Staats- und Wirtschaftsleben so tief eingreifenden Auswanderung allgemeines Interesse entgegenbringt und ihre Schäden möglichst zu mildern trachtet, hat man es bis jetzt in Oesterreich noch immer nicht verstanden oder an der Zeit gefunden, dem Auswanderungswesen, das derzeit schrankenlosen Raubbau an der Bevölkerung und an der Wehrmacht unseres Staates ausübt, die notwendige Aufmerksamkeit zu schenken und gegen all die Auswüchse und Schäden, deren Duldung unsere Verwaltung auf das ärgste bloßstellt, tatkräftig einzuschreiten.

Die Zahl der Menschen, die unserem Staate Jahr für Jahr durch die Auswanderung verloren gehen, erreicht die Bevölkerungsziffer eines kleinen Kronlandes, mit einem Verluste an Toten, Krüppeln und Siechen gleich dem einer großen Schlacht. Im allgemeinen liegt die Schuld hieran teils in der wahrhaft mheilbringenden Entwicklung der Dinge selbst, teils aber in der Unkenntnis der maßgebenden Faktoren bezüglich aller mit der Auswanderung zusammenhängenden speziellen und provinziellen Erscheinungen, wie der Motive und der Werkzeuge, welche die Auswanderung verursachen. Eine Besserung dieser Zustände wird durch den Umstand noch erschwert, daß die Auswanderungsfrage bis heute durchaus unpopulär ist und selbe demzufolge auch nur von wenigen ihrer Tragweite nach erfaßt wird; dies gerade spornt uns aber an, in besserem Erkenntnis der argen Schäden der Auswanderung ohne Unterlaß auf gesetzliche Mittel zur Abhilfe und Regelung zu dringen, und zwar um so mehr, als hiezu bis heute trotz fortwährenden Mahnens kein ernstlicher Versuch gemacht wurde.

Aufgabe unserer maßgebenden Stellen ist es, nicht länger mehr untätig zuzusehen, wie infolge der fortwährenden Krisen und Stillstände der Gesetzgebungsmaschine sich ein alles umfassendes wirtschaftliches und moralisches Siechtum des gesamten Staatslebens bemächtigt. Wohin dies führen muß, läßt sich ja leicht ermessen!

Die Auswandererfrage ist in wirtschaftlicher Beziehung von außerordentlicher Bedeutung. Längst haben andere Staaten, wie z. B. Deutschland und Italien, die Notwendigkeit von Auswandererschutzmaßregeln eingesehen und Gesetze geschaffen, die nur einer Spezialisierung bedürften, um auch für unsere Verhältnisse tauglich zu sein. Wieviel Unheil würde da verhütet, wieviel unbedachte und fehlerhafte Auswanderung da hintangehalten werden! Welche Verluste an Arbeitskraft blieben so unheimlich?

Bevor wir auf den Kern der Sache eingehen, seiens behufs allgemeinen Verständnisses die verschiedenen Arten und Notwendigkeit der Auswanderung in den österreichischen Ländern kurz erläutert.

Der Zweck der Auswanderung ist das Streben des einzelnen Individuums nach erträglicher oder verbesserter Lebenshaltung.

Die Arten der Auswanderung selbst lassen sich

in zwei Gruppen scheiden:

1. Die zeitliche, beziehungsweise auch dauernde oder Kolonisationsauswanderung, welche derzeit vorzugsweise Nordamerika, weniger die anderen Ueberseestaaten zum Ziele hat. Die zeitliche Auswanderung ist nicht identisch mit der Kolonisationsauswanderung, läßt sich aber von letzterer schwer sondern, da aus der ursprünglich beabsichtigten zeitlichen Auswanderung leicht eine dauernde werden kann, je nachdem dem Auswanderer die im Einwanderungslande vorgefundenen Lebensbedingungen zusagen oder nicht;

2. die Saisonwanderung, welche ihrem Wesen nach eigentlich auch eine zeitliche Auswanderung ist, sich jedoch von der sub 1. gemeinten zeitlichen Auswanderung dadurch unterscheidet, daß sie nur durch 8 bis 10 Monate eines jeden Jahres andauert und daß nach Ablauf dieser Frist der Saisonwanderer regelmäßig in seine Heimat wiederkehrt. Die heutige Saisonwanderung ist eine alljährlich wiederkehrende Erscheinung und hat in unseren Ländern vorzugsweise nur die Wanderung in die benachbarten Staaten zum Gegenstande.

Die Notwendigkeit der Auswanderung ergibt sich aus der Tatsache, daß einzelne unserer Kronländer übervölkert sind und daß das Anwachsen unserer Produktion mit der Bevölkerungsbewegung nicht gleichen Schritt hält. Die Auswanderung ist daher bis zu einem gewissen Grade zu dulden, um dem allzu starken Anwachsen des Proletariats zu steuern; sie ist jedoch in solche Bahnen zu lenken, daß sie unserer eigenen Volkswirtschaft nicht nachteilig werde.

Nach diesen einleitenden Worten will ich die Zustände des heutigen Auswanderungswesens schildern und an der Hand dieser Darstellungen die Aufgaben skizzieren, welche unsere Regierung durchzuführen hätte, damit unser Auswanderungswesen zu einer segensbringenden Institution für Staat und Land werde.

Ziel unserer zeitlichen und dauernden Auswanderung ist, wie wir schon eingangs hervorgehoben haben, vorzugsweise Nordamerika. Und an dieser Auswanderungsrichtung wird auch bis auf weiteres festgehalten werden, weil hiefür das Agenten- und Prämienwesen der deutschen Schifffahrtsgesellschaften, denen es vor allem um den Erhalt der Ueberfahrtsspesen zu tun ist, sorgt und unsere maßgebenden Faktoren, völlig in Anspruch genommen durch die nationalpolitischen Wirren, für wirtschaftliche Aufgaben keine Zeit erübrigen.

In Oesterreich, dem Lande des Menschenüberflusses, gilt das Einzelindividuum blutwenig, ja es wird direkt als lästig empfunden, wenn es sich mit Auswanderungsgedanken trägt. Mit tiefer Befriedigung läßt man den Auswanderer ziehen; man atmet förmlich auf, weil man wieder der Sorge um ein Menschenleben enthoben ist. Vergessen sind die grundlegendsten Begriffe und Theorien der Nationalökonomie, die da lehren, daß der Mensch ein wesentliches Glied in der Kette der Volkswirtschaft bilde; daß seine Arbeitskraft ein Vermögen darstelle und daß die Nutzung dieser Arbeitskraft, dieses Vermögens, vor allem Vorrecht jenes Staates sei, der sich um die Erziehung und Schulung des Menschenmaterials bemüht habe.

Vergeuden wir also in des Wortes wahrster Bedeutung einen Teil unseres Nationalvermögens, wenn wir unsere Auswanderer ohne jeglichen Gegenwert an andere Länder abgeben, so verstärken wir noch diesen Fehler, wenn wir uns nicht darum kümmern, wie mit unseren Arbeitskräften „drüben“ verfahren wird und ob diese nicht für Zwecke verwendet werden, die den Zielen unserer Volkswirtschaft di-



relt entgegenarbeiten und unseren Wohlstand untergraben.

Legt man sich jetzt die Frage vor, ob man im Lande der goldigen Freiheit etwas zum Schutze unserer Auswanderer und zur Erhaltung ihrer Arbeitskraft tut, so müssen wir diese Frage strikte verneinen. Tiefe Beschämung sollte unsere berufenen Kreise angesichts der Tatsache erfüllen, daß unsere vorzugsweise dem Bauernstande angehörigen Auswanderer, die begreiflicherweise mit den Gefahren maschineller Arbeit völlig unvertraut sind, infolge der in den Fabriksbetrieben Nordamerikas herrschenden Sorglosigkeit zu Tausenden dem sicheren Tod und Verderben entgegengehen. So sei hier der Bericht des k. u. k. Konsuls Ludwig erwähnt, nach dem in einem einzigen Betriebe binnen weniger als 10 Jahren 1000 Menschen getötet wurden und in einer zweiten Fabrik, die durchschnittlich 800 Arbeiter beschäftigt, im gleichen Zeitraum zirka 1200 Arbeiter ihr Leben verloren.

Besser als diese Ziffern sprechen aber nachfolgende Zahlenangaben. Der Moloch der nordamerikanischen Industrie verschlingt alljährlich erwiesenenmaßen 500.000 Menschenleben. Dieses Kontingent bestreitet die autochthone Bevölkerung mit vier Fünftelteilen, die neueingewanderte mit einem Fünftelteil. Erwägt man nun, daß rund ein Drittel der Einwanderer Oesterreich-Ungarn beistellt, so kann mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß in den Fabriksbetrieben Nordamerikas nicht weniger als 33.000 Staatsangehörige Oesterreich-Ungarns jährlich ihr Leben einbüßen.

Damit ist aber das Verlustkonto unseres Auswanderermaterials nicht erschöpft. Einzurechnen sind in dieses all die Auswanderer, welche infolge der forcierten, entnervenden, der körperlichen Gesundheit abträglichen Arbeiten krank, verkrüppelt und siech in die Heimat zurückkehren und nun letzterer zur Last fallen.

Einzurechnen in die Schäden des Auswanderungswesens sind aber auch die Auswanderer, welche wohl rüstig in ihr Heimatland zurückkehren, aber drüben „im gelobten Lande“ nicht glücklich operierten.

Haben wir bisher nur auf die Verluste hingewiesen, welche unserem Nationalvermögen durch den Entgang gerade des rüstigsten Menschenmaterials — das Ausland zieht ja nur die Elite der Arbeitstruppen unserer Auswandererländer an sich — erwachsen, haben wir bisher nur die Schäden gestreift, welche die Rückwanderung der kranken, siechen und verkrüppelten, ja selbst der gesunden Auswanderer für Staat und Land im Gefolge hat, so werden diese Schäden noch vermehrt durch die enorme Konkurrenz, welche unser Staat durch seine Auswanderer sich selbst, jedem einzelnen Zweige der Volkswirtschaft, der Landwirtschaft, Industrie, dem Handel und Gewerbe bereitet. Nordamerika kennt nicht die Lasten des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung. Unter diesen Modalitäten arbeitet Nordamerika bei weitaus günstigeren Bedingungen als wir, saugt in seinen menschengefährlichen Betrieben bei scheinbar hohen Löhnen unseren Auswanderern förmlich das Mark aus den Knochen, den Heimatländern der Auswanderer die Sorge um die durch brutale Ausbeutegier verelendeten Auswanderer überlassend. Auch durch passive, rückständige Wirtschaftspolitik kann ein Staat sein eigener Hauptschädling werden!

Die österreichisch-ungarische Auswanderung schwankte bekanntlich in den letzten Jahren zwischen 300.000 und 400.000 Menschen. Legen wir unserer Rechnung die kleinere Ziffer von 300.000 Auswanderern zugrunde und veranschlagen wir den alljährlichen Nutzwert eines Individuums nur mit 2000

Kronen (amerikanische Statistiker schätzen sie mit 5000 Kronen ein), so ergibt sich aus diesem Gesichtspunkte allein für unser Nationalvermögen ein alljährlicher Verlust von 300.000 mal 2000 gleich 600 Millionen Kronen. Schlagen wir zu dieser Ziffer die Ueberfahrtskosten mit 200 Kronen pro Kopf, in Summa 60 Millionen Kronen, und die in Amerika von jedem Einwanderer vorzuweisenden Barbeträge von 125 Kronen, in Summa 300.000 mal 125 Kronen gleich 37 Millionen Kronen, schätzen wir die von den Auswanderern sonst mitgenommenen Barbeträge auf nur 10 Millionen Kronen ein und werten wir schließlich den endgültigen Verlust, welcher uns dadurch entsteht, daß, wie schon früher erwähnt, rund 33.000 unserer Auswanderer in den nordamerikanischen Fabriksbetrieben zugrunde gehen, mit nur 5000 Kronen pro Kopf oder 33.000 mal 5000 gleich 156 Millionen Kronen, so erwächst unserem Nationalvermögen aus dem Konto „Auswanderungswesen“ alljährlich ein Verlust von 872 Millionen Kronen. Und diesem Verlustposten von 872 Millionen Kronen stehen nur als einzige Einnahmeposten die alljährlich eingeschickten Sparfelder der Auswanderer im sattsam bekannten Betrage von 300 Millionen Kronen gegenüber.

Die Aufgaben des Staates auf dem Gebiete des Auswanderungswesens sind teils ethisch-moralischer, teils wirtschaftlicher Natur. Ethisch-moralisch deshalb, weil der Auswanderer als Staatsangehöriger Anspruch auf weiteren Staatsschutz hat, wirtschaftlich deshalb, weil der Staat auch das Recht hat, das Auswanderungswesen derart zu beeinflussen, daß aus letzterem seiner Volkswirtschaft zumindest keine Nachteile erwachsen. Betont sei jedoch hier gleich, daß in der Auswandererfrage die Verhältnisse so glücklich liegen, daß mit der Lösung der ethisch-moralischen Aufgaben auch gleichzeitig den wirtschaftlichen Bestrebungen unserer Monarchie gedient werden kann.

Halten wir uns jetzt die in dem früheren Kapitel geschilderten Nachteile der Auswanderung nach Nordamerika vor Augen, so erscheint zur Abwehr all der Uebelstände nachstehende kategorische Forderung als unabwendbar.

Einstellung der Auswanderung nach Nordamerika oder doch wenigstens Beschränkung derselben bei gleichzeitiger Erzwingung von Arbeiterschutzgesetzen für die nordamerikanischen Staaten. Diese Maßregeln sind geboten, wenn wir nicht weiterhin die Präponderanz der nordamerikanischen Industrie durch Beistellung billiger Arbeitermassen zu fördern gewillt sind und wir uns auch weiterhin nicht die enorm hohen Erhaltungskosten der in den nordamerikanischen Fabriksbetrieben verelendeten und zur Rückkehr gezwungenen Arbeiter aufhalsen lassen wollen. Daß es in unserer Macht liegt, sowohl die Auswanderungsrichtung in unseren Ländern zu beeinflussen als auch die nordamerikanischen Staaten zur Erlassung von Arbeiterschutzgesetzen zu zwingen, dürfte wohl nur dem Laien unklar sein. Es müßte doch sehr sonderbar zugehen, wenn die drei Auswandererstaaten Europas, Oesterreich, Italien und Rußland, vereint als bescheidene Gegenforderung für die Arbeiterabgabe nicht die Kreierung eines so humanen Werkes, wie der Arbeiterschutzgesetzgebung, in Nordamerika durchzusetzen vermöchten, ebenso wie es nicht zweifelhaft sein kann, daß wir im Aufklärungswege, wie mit Hilfe staatlicher Agenten den Auswandererstrom leicht dahin dirigieren könnten, wo es den Staats- und Auswandererinteressen frommt.

Damit soll aber die Auswanderung absolut nicht eine Förderung oder Vermehrung gegenüber dem heutigen Ausmaße erfahren, vielmehr wird das Ge-

genteil erstrebt und erreicht werden; soll doch nur die Richtung der Auswanderung eine Aenderung erfahren und der gedanken- und ziellosen Emigration hunderttausender Oesterreicher und Ungarn ein Ende gemacht werden. Als geradezu klassisches Argument gegenüber den Befürchtungen vom militärischen Gesichtspunkte sei bemerkt, daß in den Jahren 1884 und 1885, als zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland kriegerische Verwicklungen drohten, viele tausende österreichisch-ungarische Rekruten und Reservisten zur vermeintlichen Kriegsdienstleistung aus Amerika freiwillig einrückten und die Militär- und Zivilbehörden in die größte Verlegenheit brachten, da sie nicht wußten, was sie mit diesen in der Heimat beschäftigungslosen Leuten anfangen sollten. Dies soll ein deutlicher Fingerzeig für jene sein, die in den Auswanderern nur Vaterlandsflüchtlinge sehen.

Stellen wir uns aber jetzt die Frage, wohin wir denn unsere Auswanderermassen leiten sollen, so ergibt sich die Lösung dieser Frage aus folgenden Konklusionen.

Auf dem Gebiete der Landwirtschaft erscheint heute und wohl auch für die Zukunft Oesterreich-Ungarn selbst bei intensivster Bewirtschaftung angesichts der steten Bevölkerungszunahme nicht exportfähig, export- und expansionsbedürftig dagegen sind im höchsten Grade unsere Industrie, unser Handel und Gewerbe. Und da erheischt der Weisheit höchstes Gebot, unsere verfügbaren Arbeitermassen nicht in Industriestaaten, sondern nur in Agrikulturländer abziehen zu lassen. Mit diesen Erwägungen aber empfehlen sich von den Ueberseestaaten die südamerikanischen, ausschließlich Landwirtschaft treibenden Staaten von selbst als wünschenswerte Einwandererländer.

Doch mit einer derartigen Lösung der Auswandererfrage sich begnügen, hieße derselben bloß ihre Schäden nehmen, nicht aber aus ihr staatstechnische Vorteile ziehen. Mit dem bisherigen Systeme, die Auswanderermassen kopf- und führerlos ziehen zu lassen, muß gebrochen werden. Soll das Mutterland aus dem Auswanderungswesen Vorteile ernten, dann muß es sich auch die Sympathien seiner Kinder, der Auswanderer, zu erhalten trachten und mit ihnen in steter Fühlung zu bleiben suchen. Dies lehren schon die geschichtlichen Kolonisationen der Vergangenheit. Soll das Auswanderungswesen unserem Staate frommen, dann erfordert es die Staatsraison, unsere Auswanderer nicht mehr in solche Länder, wie z. B. Nordamerika, ziehen zu lassen, wo sie bloß als untergeordnete Organe, als Diener und Handlanger ihr Unterkommen finden, sondern sie in solche Länder zu dirigieren, wo ihnen die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit gegeben ist, bei einiger Eignung zu Wohlstand und Selbständigkeit zu gelangen. Nur aus einem solchen Auswanderungswesen können unserem Staate die bisherigen sattsam bekannten Uebelstände nicht erwachsen. Nur mit Selbständigen lassen sich Handelsbeziehungen anknüpfen und erhalten. Diese Erwägungen weisen aber wieder auf die südamerikanischen Staaten als Einwanderungsländer hin, wo unsere bäuerlichen Auswanderer ihrem Berufe erhalten bleiben könnten, wo weite Territorien fruchtbarsten Ackerlandes brach liegen und der Bewirtschaftung harren.

Erst vor kurzem wurde von unserem kompetentesten Vertreter gesagt, daß die auswärtige Politik unserer Monarchie nicht von der Sucht nach territorialen Weiterungen getragen sei. Diese Anschauung hat ihre Vorgeschichte, weil unserer Monarchie bei ihrem Völkerkonglomerate aus ihren territorialen Erwerbungen bisher wenig Glück erwuchs. Was uns aber nottut, ist die wirtschaftliche Expan-

sion, die Erwerbung neuer Absatzgebiete, soll unserer Industrie, unserem Handel und Gewerbe, ja unserer Schifffahrt ein Vorwärtskommen blühen. All dieser Aufschwung ist aber auch aufs innigste verknüpft mit dem wirtschaftlichen Vorwärtskommen unserer Auswanderermassen. Unsere Auswanderer könnten die Rolle der wirtschaftlichen Pioniere spielen und sie werden dies um so sicherer tun, je inniger, enger die Fäden sind, die sie an das Mutterland binden. Es empfiehlt sich daher nicht nur die Auswanderermassen lediglich in die für sie wirtschaftlich günstigsten Länder zu leiten und sie daselbst ihrem Schicksale zu überlassen, sondern ihnen auch ihr Vorwärtskommen direkt zu erleichtern. Dies kann aber nur in Form einer großzügigen, modernen Kolonisationspolitik geschehen, die unserem Staate zu ungeahntem Segen reichen müßte. Kleine Opfer müßten sich da tausendfältig bezahlt machen. Aufgabe des Staates wäre es daher, Kolonisationsgesellschaften ins Leben zu rufen und durch sie in den klimatisch geeigneten Teilen Südbrasilien, Argentinien und Uruguays — diese Einwanderungsländer kommen hauptsächlich in Betracht — kleine Landstreifen aufzukaufen, deren Ländereien billigst an unsere Auswanderer abzugeben wären. Solche geschlossene Kolonien blieben in dauerndem Kontakte und in wirtschaftlichem Zusammenhange mit der Heimat zum Heile unserer Industrie, unserer Schifffahrt, unseres Handels und Gewerbes. Solche Kolonien bildeten dann aber auch das Aufnahmereservoir für den Ueberschuß unserer Handwerker und Intelligenzberufe.

Fragen wir uns jetzt, ob eine solche Kolonisationspolitik bei den südamerikanischen Staaten Beifall fände, so beantwortet sich diese Frage von selbst mit dem Umstande, daß mit der Wahrung unserer Interessen auch den Interessen der hier in Aussicht genommenen Einwanderungsländer gedient wäre. Bekannt ist ja das Streben der südamerikanischen Staaten, im Popularisationswege politisch und wirtschaftlich zu erstarken, um der drohenden Majorisierung und Umklammerung Nordamerikas zu entgehen, bekannt, daß in Südamerika vor allen anderen Einwanderern gerade unsere ruhigen, friedlichen und überaus arbeitsamen Auswandererelemente geschätzt werden.

Im übrigen muß aber in diesem Zusammenhange auch darauf hingewiesen werden, welche kolossale Vorteile sich schon aus der bloßen Leitung der Auswanderung für unsere Schifffahrt ergeben würden. Kämen doch hiebei die an anderer Stelle berechneten Ueberfahrtskosten per 60 Millionen Kronen, die heute größtenteils deutschen Schiffen und Bahnen gezahlt werden müssen, vorzugsweise unserer Schifffahrt zugute!

Die Saisonwanderung ist, wie schon ihr Name besagt, eine periodische, alljährlich wiederkehrende Erscheinung. Sie hat für die österreichischen Länder vorzugsweise den Charakter einer Binnenwanderung, die vor allem Deutschland und andere europäische Staaten zum Ziele hat. Wie bedeutend aber unsere Saisonwanderung ist, mag aus dem Umstande ersehen werden, daß das stattliche Heer der jährlichen Saisonwanderer gleichfalls 300.000 bis 400.000 Menschen zählt.

Der binnenländische Saisonarbeiter wandert im März oder April, also zu einer Zeit, da auch bei unserer Landwirtschaft die Anbauarbeiten beginnen, aus, um erst im Spätherbste, mithin in einem Zeitpunkte, da die gesamte Ernte unter Dach und Fach gebracht ist, heimzukehren. Diese Art der Saisonwanderung muß für uns in wirtschaftlicher Beziehung als äußerst ungünstig bezeichnet werden, da sie eine Jahreszeit umfaßt, in der bei uns empfind-

licher Arbeitermangel herrscht. Wirtschaftlich besser und günstiger wäre es für uns, die Saisonwanderung in die arbeiterbedürftigen südamerikanischen, zumeist Ackerbau treibenden Staaten zu lenken, da in diesen, weil auf der südlichen Hemisphäre gelegen, zu unserer Winterszeit die sommerlichen Erntearbeiten bewerkstelligt werden. Eine solche überseeische Saisonwanderung müßte sowohl für unsere Landwirtschaft als auch für die Saisonarbeiter selbst von den segensreichsten Folgen begleitet sein. Für die Landwirtschaft deshalb, weil der überseeische Saisonwanderer zur Zeit unserer Erntearbeiten wieder daheim wäre und somit der heimischen Landwirtschaft zur Verfügung stände, für den Saisonarbeiter aber aus dem Grunde, weil er die in Südamerika gemachten reichlichen Ersparnisse direkt zurückzulegen in der Lage wäre, da er bei der Rückkehr in seine Heimat nicht zu feiern gezwungen ist, sondern daselbst überall Arbeitsgelegenheit vorfindet. Die wirtschaftliche Lage des überseeischen Saisonwanderers stellt sich somit ungleich günstiger dar als die des binnenländischen Saisonwanderers, der, im unverhältnismäßig kargen Lohn arbeitend, die im Sommer gemachten Ersparnisse im Winter, der arbeitslosen Zeit, zur Lebenszehrung verbraucht, also nie in die Lage kommt, bleibende Ersparnisse zu machen und es bis zu einem gewissen Grade der Wohlhabenheit zu bringen. Dabei sind die Lohnverhältnisse eines überseeischen Saisonwanderers geradezu glänzend zu nennen, zählt doch beispielsweise heute Argentinien einem landwirtschaftlichen Arbeiter einen Tagelohn von 10 bis 12 Kronen bei freier Verpflegung. Der sich nach Südamerika begebende Saisonarbeiter könnte daher bei einer durchschnittlichen Arbeitszeit von 5 Monaten (einschließlich der Reisedauer) nach Abzug von 300 Kronen für die Hin- und Rückreise und von 50 Kronen für kleinere Ausgaben Jahr für Jahr einen Nettobetrag von zirka 800 bis 1000 Kronen in die Heimat mitbringen und ersparen, weil er bei seiner Rückkehr, die in unser Frühjahr fällt, wieder reichliche Arbeit bei uns vorfindet.

Auch die Saisonwanderung könnte sonach bei entsprechender Leitung und Organisierung, wie aus vorstehenden Zeilen entnommen werden kann, für unsere Finanzwirtschaft zu einer reichen Geldquelle werden, dies insbesondere auch dann, wenn unsere südamerikanische Schifffahrt, in Wahrung ihrer uraltesten Interessen, den Saisonwanderern besondere Begünstigungen einzuräumen und so den Auswanderertransport an sich zu ziehen verstünde. Unsere maßgebenden Faktoren scheinen die Vorteile einer nach italienischem Muster zu organisierenden Saisonwanderung einzusehen, finden jedoch kolossalen Widerstand bei den Agrariern, die von der überseeischen Saisonwanderung angesichts der hieraus für den Saisonarbeiter erwachsenden Vorteile eine Zunahme der Saisonwanderung und damit eine Erhöhung des Arbeitermangels befürchten. Diese Befürchtungen sind aber ganz unbegründet, weil eben der überseeische Saisonwanderer im wohlthuenden Gegensatz zum binnenländischen Saisonarbeiter zu unserer Sommerszeit wieder zur Stelle ist und unser bäuerlicher Arbeiter, von Haus aus nicht nomadisch veranlagt, seine Heimatscholle über alles liebt. Auch nach Organisierung der überseeischen Auswanderung wird nach wie vor nur der Arbeiterüberschuß, der im Lande sein Leben nicht zu fristen vermag, auswandern, niemals aber der, der in seiner Heimat ein wenn auch nur bescheidenes Auskommen finden kann. Der bäuerliche Arbeiter ist nun einmal nicht sehr wagemutig und scheut in der Regel — aus leicht begreiflichen Gründen — vor großen Reisen zurück.

Schon in eigenem Interesse wäre es nach all dem Gesagten Aufgabe des Staates, auch in der Frage der Saisonswanderung vermittelnd und aufklärend einzugreifen und die Agrarier von reiner Gefühlspolitik zu bekehren, respektive mehr einer Verstandespolitik zugänglich zu machen. Es muß schon offen herausgesagt werden, daß es nicht mehr länger angeht, daß wegen engherziger Bestrebungen und eigennütziger Befürchtungen einiger Agrarier Tausenden von braven Arbeitern eine bessere Zukunftsmöglichkeit benommen und damit implicite auch dem Staate eine Besserung seiner Finanzlage nach dieser Richtung hin verwehrt wird.

Der Weg, den unsere Auswanderungspolitik zu nehmen hat, um unserem Staate und unseren Auswanderern Vorteile zu bringen, ist dabei nicht neu, sondern in geradezu mustergiltiger Weise uns vom Auswanderungslande Italien vorgezeichnet. Italien zieht aus seiner klugen Auswanderungspolitik kolossalen Gewinn. So hat es vornehmlich in Südamerika seine eigenen Kolonien gegründet, die allein den Export nach Argentinien auf 130 Millionen Lire gehoben haben. An Spargeldern bezieht Italien aus Argentinien allein das Doppelte des Betrages, den österreichisch-ungarische Arbeiter aus Nordamerika heimsenden. Eine solche kluge Kolonisations- und Auswanderungspolitik zeitigte in den letzten 20 Jahren einen ungeahnten Aufschwung der Finanzlage Italiens, die sich in dem raschen Anwachsen des allgemeinen Wohlstandes, in der rapiden Entwicklung der Industrie, des Handels und der Schifffahrt sowie in dem gleichzeitigen Schwinden des Proletariats auffallend bemerkbar machte.

Aus all dem Vorgesagten geht hervor, daß unsere Auswandererpolitik oder besser gesagt unsere totale Passivität auf dem Gebiete des Auswanderungswesens eine für unsere Volkswirtschaft wie für die Auswanderer direkt verderbliche ist. Auch unsere Reputation im Auslande leidet unter den heutigen Verhältnissen kolossal, wenn man erwägt, wie man, den neuesten Berichten der Tagesblätter zufolge unsere Auswanderer auf Ellis Island zu behandeln wagt. Mit unserer Passivität in der Auswandererfrage muß aufgeräumt, unsere Auswanderungspolitik muß geändert werden, soll unser Staat, unsere Volkswirtschaft aus dem kostbarsten aller Tauschartikel, dem hochwertigen Auswanderermateriale, Nutzen und Segen ziehen. Unser Auswandererstrom darf nicht weiterhin in wirtschaftlich so hochentwickelte Länder, wie Nordamerika, abfließen, sondern muß in Länder geleitet werden, die, wie z. B. die südamerikanischen Staaten, erst im wirtschaftlichen Aufschwunge begriffen sind, wollen wir nicht, daß im Auslande den expansionsbedürftigen Zweigen unserer Volkswirtschaft, unserer Industrie und Schifffahrt, unserem Handel und Gewerbe, durch unser eigen Blut, durch die Arbeitskraft unserer Auswanderer, Konkurrenz geschaffen werde. Tritt aber zu einer solchen Auswanderungspolitik noch eine kluge, zielbewußte Kolonisationspolitik in den südamerikanischen Staaten, so werden damit unserem heute nach finanziellem Gleichgewichte schwer ringenden Staate reiche Goldquellen sich erschließen, unserer Industrie, unserer Schifffahrt, unserem Handel und Gewerbe ungeahnte Aufschwungsmöglichkeiten erstehen!

Oesterreich-Ungarn besitzt nun einmal keine eigenen Kolonien und da alle geeigneten Landstriche Afrikas sich überdies längst in festen Händen befinden, bleibt uns nur übrig, sich mit dem Surrogat friedlicher Kolonisation zu begnügen. Dabei dürften übrigens sowohl ethisch-moralisch als auch handelspolitisch die gleich hohen Werte zu erreichen sein wie in Territorien, die zu früheren Zeiten

auch der staatlichen Oberhoheit hätten untergeordnet werden können.

Die Erkenntnis der ungeheuren rTagweite der Auswandererfrage bricht sich langsam Bahn, aber Eile tut not, höchste Eile; denn schon droht die gierige Hand des Spekulantentums aus aller Herren Länder, die derzeit noch freien Grundflächen Südamerikas mit Beschlag zu belegen und jeden Bodenerwerb maßlos zu verteuern. Wehe uns, wehe unserer Volkswirtschaft, wenn wir den heute noch so günstigen Zeitpunkt, die Möglichkeit versäumen, schwere Verfehlungen der Vergangenheit wettzumachen und wirtschaftlich gewichtige Positionen in unblutiger, friedlicher Weise zu erobern.

Die Ergebnisse unserer letzten Handelsbilanz, die stets steigenden staatlichen Bedürfnisse und der niedere Stand unserer Rentenkurse lassen keine Zweifel darüber aufkommen, daß unser gesamtes Wirtschaftsleben gegenüber anderen Staaten eine gewisse Trägheit aufweist und unsere Gesamtwirtschaft umfassender Verbesserungen bedarf, zumal die wirtschaftlichen Entwicklungen niemals stille stehen.

Soll unsere Industrie, unser Export und Finanzwesen nicht vertrocknen, so muß mit dem Wahne gebrochen werden, daß wir das Zollausland, insbesondere die gesamten lateinischen Staaten Amerikas, für unseren Export entbehren können. Der eigene Markt und Ungarn können die Bedürfnisse des Staates nicht mehr ohne Gefahr einer Ueberspannung der Steuerzahler aufbringen.

Will Oesterreich-Ungarn Großstaat sein und bleiben, so müssen wir unsere Industrie und unseren Handel fördern und auch in überseeischen Ländern mehr und mehr Absatz suchen, wozu wir mit Rücksicht auf unsere große Auswanderung die besten Chancen hätten; dies erfordert weniger Mittel als Weitblick und ernste Arbeit. Auch in dieser Richtung können wir uns an Italien ein Beispiel nehmen, welches Land noch vor 20 Jahren die drückendste aller Steuern, die Mahlsteuer, nicht entbehren zu können erklärte und nun längst ohne diese und manch andere drückende Steuer finanziell glänzend situiert ist.

Unsere Bank- und Finanzkreise, die sich ja selbst die Apostel der Volkswirtschaft nennen, sind für die ihnen gebotenen Privilegien eigentlich verpflichtet, sich an Unternehmungen im Auslande zu beteiligen, die unserem Staate Vorteile bringen. Damit würden sie nicht nur den Interessen ihrer Institute dienen, sondern sich auch ein großes patriotisches Verdienst dadurch erwerben, daß sie unsere Auswanderer nicht mehr dem ausländischen Kapitale gänzlich überlassen, welches an unserer Arbeiterjugend eine förmliche Raubwirtschaft betreibt.

Man beschließe ein Auswanderungsgesetz, mit welchem den täglichen Erscheinungen des praktischen Lebens und den auch in Oesterreich nie stillstehenden Entwicklungen in vernünftiger und humaner Weise Rechnung getragen wird, und man nehme dem Oesterreicher die Staatsbürgerschaft auch dann nicht, wenn er mittlerweile Bürger eines anderen Landes geworden ist.

Aus aller Welt.

Ein Doppelmörder hingerichtet. Auf dem Hofe des Hamburger Justizgebäudes wurde der Doppeldraubmörder Hermann Meißner, der am Weihnachtsabend 1911 an dem Ehepaar Ulrich in Süderwisch bei Kuxhaven einen Raubmord verübt hatte, durch die Guillotine hingerichtet. Im Hinblick auf die Tatsache, daß in der letzten Zeit in Hamburg fünf Mordtaten, darunter zwei noch nicht

aufgeklärte, vorgekommen sind, hat die hamburgische Polizeibehörde beschlossen, als abschreckendes Beispiel nach preußischem Muster durch Anschlag an den Litfaßsäulen von der erfolgten Hinrichtung des Raubmörders Meißner Kenntnis zu geben.

Jahresleistung eines Zeppelinluftschiffes. Was ein „Zeppelin“ in einem Jahre leistet, zeigt die Tatsache, daß das Zeppelinluftschiff „Viktoria Luise“ seit März d. Js. eine Gesamtstrecke von 25.681 Kilometern ohne Unfall zurückgelegt hat. Insgesamt hat der Luftkreuzer 183 Fahrten gemacht und 3902 Passagiere befördert, darunter waren verschiedene Nord- und Ostseefahrten, die dazu führten, daß die Marine in Friedrichshafen einen Zeppelinkreuzer bestellte, der jetzt vollendet ist.

Das Ausland über die Schweizer Armee. Ueber die Manöver der 5. und 6. Division haben sich die fremden Offiziere und die ausländischen Zeitungsberichterstatter sehr anerkennend, zum Teil mit begeistertem Lob ausgesprochen. Auch einige Kritik ist geübt worden, z. B. im „Berl. Tagebl.“ am Unteroffizierkorps, das wegen seiner kurzen Dienstzeit nicht allen Anforderungen entspreche. Dagegen wurde die Tüchtigkeit der Offiziere überall hervorgehoben. Uneingeschränktes Lob ertete die Artillerie. Dagegen lauteten die Urteile über die Kavallerie verschieden. Italienische und französische Blätter haben am meisten auszusetzen gefunden, während die deutsche Presse mit ihrer Anerkennung nicht zurückhielt und bis zur Bewunderung ging. „Auf der Höhe der Kriegsfähigkeit“ lautet das Urteil des sehr angesehenen militärischen Mitarbeiters der „Frankfurter Ztg.“ Major a. D. Moraht brachte im „Berl. Tagebl.“ eine Serie höchst bemerkenswerter Artikel über die Schweizer Manöver. Zum vornherein hebt er den Vorzug hervor, daß in der Schweiz jede Laufbahn dem Talent offen stehe, so auch die Offizierslaufbahn; die Offizierswürde bilde dort ein verdientes Merkmal bürgerlicher Hingabe an den Staat. Das Offizierskorps sei bedeutend jünger als das deutsche, körperlich äußerst rüstig, dazu sehr dienstfreudig. Durch die tüchtige Eigenart seiner Offiziere werde der Schweizer Bürger zu einem höchst annehmbaren Soldaten gemacht. Auch Drill besitze die schweizerische Milizarmee; das habe die Inspektion gezeigt, die an Strammheit über das Erwartete hinausging. Hier sei schon das Wehrgesetz zu spüren. Drill und Erziehung seien in der Schweiz glücklich gemischt und erzeugten eine Hingebung an die Sache, die Sympathie erwecken müsse. Bis ins Kleinste herrsche Ordnung, auch in Abwesenheit der Offiziere. Die schweizerische Ausbildung sei hauptsächlich eine praktische, auf den Kriegsfall gerichtete, daher alles Ueberflüssige verschmähend. Ohne treffliche Erziehung der Jugend unter Fernhaltung alles Politischen wäre eine solche Ausbildung kaum möglich. Wie sich das Schweizer Heer im Ernstfalle bewähren würde, vermag der Kritiker nicht zu entscheiden. Da spielen so viele Umstände mit: durch die beste Kriegsschule, den Krieg selbst, sei die Schweizer Miliz noch nicht gegangen. Jedoch sei es hochwahrscheinlich, daß sich der lebenswarme Patriotismus des für seine Verfassung dankbaren Volkes willig auf einen zähen Existenzkampf einließe, wenn es nötig wäre. Was Major Moraht in der Schweiz weiter sah, war ein ungemein hoher Grad von natürlicher Anlage zum Waffengebrauch; die Milizen seien Kriegshandwerker, Techniker, deren Händen die Waffe mit Zuversicht anvertraut werden könne, der Infanterist ein geborener Schütze, der Kavallerist ein sorgloser Naturreiter, der Artillerist ein reitender Kutscher

von einer Unerschrockenheit und Sicherheit, die in Erstaunen setze. Auch die anderen Waffengattungen übersetzen ihren Beruf ins Soldatische. Eine Freude sei es, die schweizerischen Naturschützen arbeiten zu sehen, nicht maschinenmäßig, sondern aus Interesse und Freude an der Sache. Die Feuerleitung war ruhig und sachgemäß. Im Eingraben zeigte die Infanterie große Gewandtheit. Ferner lobt der Kritiker die Kavallerie, die Mitrailleurkompagnie, die Feldküchen, die Sanität. Die Marschfähigkeit sei trotz schweren Gepäckes hervorragend. Endlich spricht Major Morait noch der Manöverleitung und Truppenführung seine volle Anerkennung für ihre trefflichen Leistungen aus. Im „Kl. Journal“ (Berlin) rühmte der frühere Oberst und bekannte Militärschriftsteller Gädke die schweizerische Milizarmee in ganz begeisterten Tönen. U. a. hebt er den hohen Grad von Mannszucht hervor und stellt im Punkte der Disziplin das schweiz. Heer höher als das französische. Im allgemeinen habe er den Eindruck, ein dem deutschen ebenbürtiges Heer am Werke geschäft zu haben. Dasselbe sagt auch der Berichterstatter der „Tägl. Rundschau“ (Berlin). Die Leitung nennt er ein Meisterstück, die Truppe vollkommen der Aufgabe gewachsen, die ihr das Vaterland einmal stellen konnte. Hut ab, sagt er, vor den Organisatoren und Instruktoren, Hut ab vor einem Volke, das den Bemühungen seiner Führer so viel Verständnis und tatkräftige Unterstützung entgegenbrachte. Der Berichterstatter der „Köln. Volksztg.“ spricht von seiner Bewunderung für die Schweizer Armee. In der „Berl. Volksztg.“ heißt es u. a., die schweizerische Miliz sei allen stehenden Heeren durch die Schnelligkeit ihrer Mobilisation weit überlegen, die 4 Armeekorps der Schweiz seien nach dem übereinstimmenden Urteil der fremdländischen Offiziere eine so starke Macht, daß die Schweiz ihre Neutralität selber zu schützen vermöge. Alle Berichterstatter, auch die französischen, kamen zu dem Schlusse, daß die schweizerische Armee als sehr brauchbares Kriegsinstrument zu betrachten sei, daß jedoch von einer Übertragung des Milizsystems auf die Armeen der Großstaaten keine Rede sein könne.

Die erste täglich in Kupferdruck illustrierte Zeitung. Im Anfang des Jahres 1911 konnte die „Frankfurter Zeitung“ zum erstenmale die Erfindung des Dr. Mertens benutzen, durch die mittels der Tiefdruckmaschine durch ein besonderes Aetzverfahren auf gewöhnlichem Zeitungspapier Illustrationen von unübertrefflicher Schönheit hergestellt werden können. Aber die Umständlichkeit des Verfahrens machte die tägliche Verwendung für die Rotationsmaschine noch unmöglich. Durch unausgesetzte Verbesserungen und Verwendung von zwei anderen Erfindungen ist es dem Verleger des „Hamburger Fremdenblattes“ gelungen, den Tiefdruck so zu vervollkommen, daß von jetzt ab die ganze Auflage seiner Zeitung täglich illustrierte Beilagen in dieser Technik bringt und damit ein Mittel gefunden ist, auf billigste Weise im Texte der Zeitungen Illustrationen zu bringen, die an feiner Nuancierung selbst auf gewöhnlichem Zeitungspapier alles übertreffen, was die illustrierten Blätter bisher gebracht haben. Es ist nur eine Frage der Zeit, daß auch andere Zeitungsverleger sich diese neueste Erfindung zumutze machen.

Reicher Heringsfang an der pommeresischen Küste. Die Heringsfischerei längs der Insel Usedom war bis jetzt so ergiebig, daß einzelne Boote bis zu 600 Wall Heringe (gleich 48.000 Stück) nach einmaligem Stellen der Netze ans Land brachten. Der hier gefangene Hering ist der sogenannte Strandhering, der kleiner ist als der „Meerhering“ und schon jetzt die Küsten zum Laichen aufsucht.

Der Preis ist infolge des reichlichen Fanges teilweise auf 15 Pfg. für das Wall (80 Stück) heruntergegangen.

Eine aufregende Entführungsszene ereignete sich am Seehafen in Konstanz. Die Frau eines Saccharinschmugglers in Rorschach war in einem Schmugglerprozeß als Zeugin vor das Schöffengericht geführt worden. Als sie in Begleitung zweier Schutzleute mit dem Schiffe wieder nach Lindau gebracht werden sollte, stand kurz vor der Abfahrt des Dampfers im Hafen ein Automobil mit zwei Chauffeuren, in das die Frau plötzlich sprang. Sofort setzte sich das Auto in schnellste Bewegung. Die Bahnschranken waren jedoch geschlossen, und so wurde die Flucht vereitelt. Einem Schutzmann gelang es, in das Auto zu springen und die Frau und einen Chauffeur wieder festzunehmen. Inzwischen hatte der Bahnwärter die Schranken wieder hochgezogen, und diese Gelegenheit benutzte der zweite Chauffeur, mit dem Auto in die Schweiz zu entfliehen. Bald darauf fuhr der Dampfer mit der verhafteten Frau aus dem Hafen ab. Der Ehemann der Schmugglerin wartete in der Schweiz vergeblich auf seine Frau. Als er von der verhinderten Flucht hörte, mietete er ein Motorboot und beauftragte die Besatzung, dem Kurs des Dampfers nachzufahren. Die Frau, die sich an Bord des Dampfers befand, sollte sich in einem geeigneten Augenblick in das Motorboot flüchten. Die Schutzleute auf dem Dampfer ließen aber die Arrestantin nicht an Deck, sodaß auch dieser Fluchtplan vereitelt werden konnte.

Britische Luftschiffe nach dem Zeppelin-Modell. Die Luftschiffbauwerft in Farnborough ist mit dem Bau eines Luftschiffes beschäftigt, das nach allem, was darüber bekannt wird, einem „Zeppelin“ sehr ähnlich sehen wird. Es wird im Innern 350.000 Kubikfuß messen und soll mit einer Kabine ähnlich der der Zeppelinschen Passagier-Luftschiffe versehen werden.

Der erste Todesflug eines Chinesen. Der chinesische Flieger Tongju, der in den Vereinigten Staaten das Fliegen gelernt und auf dem Militärflugfeld in Kanton schon bemerkenswerte Flüge zurückgelegt, auch eine beträchtliche Zahl chinesischer Flugoffiziere ausgebildet hat, ist nach einem Kantoner Telegramm am 28. September tödlich verunglückt. Er flog nach Jentang, um Offiziere in der Flugkunst zu unterweisen. Den Abstieg vollzog er zu rasch. Das Flugzeug überschlug sich und zerschellte am Boden. Der Flieger starb bald darauf im Lazarett zu Kanton.

Eine neue chinesische Schrift. Unter den überraschenden Umwälzungen, die Schlag auf Schlag die alte chinesische Kultur erschüttern und umbilden, ist die Reform der beinahe 4500 Jahre alten chinesischen Schrift eine der eingreifendsten und ernstesten. Chow-Hi-Chu, Sekretär der chinesischen Gesandtschaft zu Rom, ist ihr Urheber. Gemeinsam mit seinen zwei Untersekretären Houang und Tscheon und mit Unterstützung eines der vielseitigsten Sprachenkenner, des Professors Rivetta de la Solongella von der Universität zu Neapel, hat er ein System, das die alte Schrift ersetzen soll, ausgearbeitet. Die altchinesische Schrift ist bekanntlich eine Wortschrift; jedes ihrer Zeichen bedeutet ein Wort, und es existieren etwa 40.000 derartige Schriftzeichen. Da es nun in der Sprache und Schrift des himmlischen Reiches Laute gibt, die in keiner europäischen Sprache wiederzufinden sind, konnte auch kein europäisches Alphabet übernommen werden. Man mußte vielmehr ein eigenes erfinden; zu diesem verwendete man Buchstaben aus dem lateinischen, griechischen und russischen Al-



phabet und schuf dazu eine große Reihe neuer. So besteht das „moderne“ chinesische Alphabet aus 42 Zeichen; 23 davon sind Vokale, die anderen 19 sind Konsonanten.

Die Gemahlin des bekannten „Boxerkönigs“ Johnson, jenes Negerchampions, der vor drei Jahren einen glänzenden Sieg über den besten weißen Meisterschaftsboxer, den englischen Boxer Jeffries davontrug, hat Selbstmord begangen. Man erinnert sich wohl noch recht deutlich, wie sehr man nach dem Siege des Negers über den Weißen in allen amerikanischen Kreisen über Johnson erbittert war. Man empfand die Niederlage Jeffries als eine arge Demütigung der weißen Rasse. Man ließ den Haß, den man in amerikanischen Kaukasierkreisen gegen die Schwarzen im Allgemeinen empfindet, besonders die Gattin Johnsons, eine Weiße. Ist die „weiße Renegatin“, die schöne Witwe eines damals sehr reichen und angesehenen New Yorker Rennstallbesitzers, war aber auch bei den Negern nicht beliebt. Die fortgesetzten Befehdungen von weißer und schwarzer Seite trieben sie schließlich zum Selbstmorde.

Internationaler Schutzverband der Clowns. Zum Schutze gegen Ausbeutung durch gewisse Agenturen haben nach einer Meldung aus Paris die Clowns einen internationalen Verband gegründet, der neben dem internationalen französischen Zirkussartistenverbände arbeiten soll.

Der Schlitten Napoleons im Museum 1812. Das Moskauer Museum des Jahres 1812 wird nächstens um ein kostbares historisches Stück, und zwar um den Schlitten, den Napoleon nach dem Zusammenbruch der großen Armee auf der Flucht aus Rußland benützte, bereichert werden. In diesem Schlitten trat der Kaiser in Krasnojé noch, während der Schlacht von Smolensk, die Fahrt nach dem Dniepr an, und mit ihm erreichte er am 7. November (russischen Stils) Dubnowna in der Provinz Mohilew, wo die Fürstin Lubomirska ihn Gastfreundschaft gewährte. In der Nacht trat Tauwetter ein und Napoleon mußte die Fahrt im Wagen fortsetzen. Er schenkte den Schlitten damals dem Dr. Georg Zekert, der Arzt am Krankenhause war. Dr. Zekert hütete das Geschenk Napoleons als eine kostbare Erinnerung; bis zum Jahre 1881 blieb der Schlitten im Besitze der Familie. Dann ging er in den Besitz des Museums von Mohilew über, von dem er jetzt dem Moskauer Museum von 1812 zugeführt wird, um dort endgültig Aufstellung zu finden.

Französische Flugzeuge für Rußland. Wie verlautet, soll die russische Heeresverwaltung bei den Nieuportwerken in Frankreich 130 Flugapparate bestellt haben.

Der aviatische Gordon Bennett-Preis. Bei Chicago fand das Gordon Bennettfliegen statt. Der Flieger Vedrines wurde zum Gewinner des Gordon Bennett-Preises erklärt. Er war der einzige, der sich an dem Wettbewerbe beteiligte.

Die Goethe-Zirbel bei Schöneberg an der alten Brennerstraße, die Goethe in seiner „Italienischen Reise“ (8. September 1786) vermerkt, beginnt mit einzelnen Aesten abzusterben. Es wäre zu bedauern, wenn der stattliche Baum infolge mangelhafter Pflege einginge, denn die von dem großen Dichter in begeisterten Worten gepriesene Gegend würde einen wichtigen Anziehungspunkt für den Fremdenverkehr in Tirol verlieren.

Schießversuche an Bord von Aeroplanen. In Belgien fanden Schießversuche von der Flugmaschine aus statt. Auf einem Zweidecker war ein lechtes Maschinengewehr montiert. Die Treffergebnisse sollen diesmal bessere gewesen sein als beim Werfen von Bomben.

Explosion auf einem amerikanischen Torpedoboot. Auf dem Torpedojäger „Walke“, der auf einer forcierten Uebungsfahrt begriffen war, ereignete sich in der Nähe von Brentonreef, unweit Newport (Rhode Island): eine Kesselexplosion, durch die Leutnant Morrison und 5 Mann getötet, sowie vier schwer verletzt wurden.

Eine preisgekrönte deutsche Grubenlampe. Der Besitzer einer englischen Kohlengrube veranstaltete kürzlich einen Wettbewerb für die Herstellung der sichersten Grubenlampe. Es waren Preise im Werte von 20.000 Kronen ausgesetzt. Den ersten Preis von 600 Pfund erhielt ein Herr F. Faber aus Dortmund für seine Caeg-Lampe.

Ein spanisch-portugiesischer Zwischenfall. Zwei spanische Dampfer, die für den Fischfang ausgerüstet sind, wurden durch den Sturm gezwungen, eine portugiesische Bucht aufzusuchen. Ein portugiesisches Kanonenboot forderte sie auf, den Platz zu verlassen, widrigenfalls es schieße. Bei der Fahrt nach der spanischen Küste erschien noch ein portugiesischer Kreuzer, der Schüsse auf sie abgab, von denen zwei an Deck einschlugen und einen Matrosen tödlich verletzten. Die spanische Regierung ist entschlossen, Aufklärung und Schadenersatz zu verlangen. Die Blätter drücken die Ansicht aus, daß die portugiesischen Kriegsschiffe Schmugglerdampfer der Monarchisten zu erblicken glaubten.

Ein neuer Theatertrust München-Berlin-Wien? Eine in München erscheinende Korrespondenz will erfahren haben, daß der dortige Drei-Masken-Verlag eine Theatervereinigung, die sich von München nach Berlin und Wien erstreckt, gründen will. Es soll sich darum handeln, die Prinzipien, auf denen das Münchener Künstlertheater beruht, auch in jenen Theatern, die der Vereinigung angegliedert werden, einzuführen. Neue Bestrebungen sollen zunächst im Münchener Künstlertheater erprobt und dann von München aus weiterverpflanzt werden. Die Uebernahme des Neuen Schauspielhauses in Berlin soll der erste Schritt zur Gründung der Theatervereinigung sein.

Ueberschwemmung durch Regen in Spanien. Aus fast allen spanischen Provinzen liegen trostlose Berichte über die Folgen des sintflutartigen Regens vor. In Madrid selbst versagten die Abflußkanäle der Straßenreinigung. Das Wasser stante sich und setzte in Verbindung mit dem heraufgedrückten Unrat der Schwenmkanäle viele Straßen und Plätze unter eine dicke Schlammsschicht. In Valladolid ist das Wasserwerk geborsten und hat riesigen Schaden angerichtet. An einigen Stellen ist der Eisenbahnverkehr durch zerrissene Dämme unterbrochen, was im Hinblick auf den geplanten Eisenbahneraustausch von Belang ist. Es regnet immer noch fort.

Gegen die Eisberggefahr hat ein englischer Professor einen Warnungsautomaten erfunden, der bei Abnahme des Salzgehaltes des Meeresswassers ein elektrisches Läutwerk automatisch in Bewegung setzt. Die Vorrichtung wurde während einer Fahrt nach Kanada erprobt und gab dreimal Warnungssignale, ehe die Gefahr durch andere Mittel, insbesondere durch Temperaturmessungen des Meerwassers, ermittelt werden konnte.

Milde französische Richter fand ein junges Mädchen, das sich wegen Ermordung seines Geliebten zu verantworten hatte. In der Rue de Charonne lebte ein gewisser Benoit zusammen mit seiner Freundin, einer Schneiderin Camilla Barrain. Beide tranken zuerst gemeinsam, dann jeder für sich, und es gab schließlich alle Tage Prügelszenen. Am 14. April war der Lärm besonders groß. Nachbarn

hörten, wie Camilla in der Wohnung schrie: „Ich liebe dich, aber ich werde dich totschiagen!“ Einige Minuten später kam sie aus der Wohnung heraus und sagte den zusammenlaufenden Nachbarn: „Ich habe es gut gemacht. Ich habe meinem Schatz vier Messerstiche in den Leib gegeben und werde jeden anderen, der damit nicht einverstanden ist, ebenso behandeln.“ Nun ist diese Dame von den Geschworenen des Seinegerichtshofes glattweg freigesprochen worden. — Der 17jährige Mörder Rouches, der am 10. August wegen Ermordung seiner Tante zum Tode verurteilt worden war, ist vom Präsidenten der Republik zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt worden.

Unterschlagungen in Japan. Aus Yokohama wird berichtet: Großes Aufsehen hat die Entdeckung gemacht, daß Beamte des Mitsinschen Zweigggeschäftes in Nagoyō Betrügereien begangen haben, die sich auf 1 Million Jen oder mehr belaufen. Durch Wechsel- und Siegfälschung ist es ihnen gelungen, eine Anzahl Banken zu schädigen. — Der Skandal der Jokohamer Wasserwerke hat 18 Japaner auf die Anklagebank gebracht, nachdem ihre Schuld in der abgeschlossenen Voruntersuchung als zweifellos erkannt ist. Ein Ingenieur der Wasserwerke hat Bestechungsgelder angenommen und Urkunden gefälscht. Der Eigentümer der Kuboiter Eisenwerke hat Beamte bestochen. Zwei Geschäftsführer dieses Werkes haben Bestechung und Betrug begangen. Dieselben Vergehen fallen den Eigentümern und Beamten anderer Werke zur Last. — Ein 18jähriger Beamter des Hauptpostamtes in Yokohama hat eine große Zahl von Briefen geöffnet und unterschlagen, in denen er Wechsel und Schecks vermutete, so daß seit geraumer Zeit über das Ausbleiben von erwarteten Briefen geklagt wurde. Und ein Beamter der Jokohama Specie (Baugeld) Bank (Shokin Ginko) hat es fertiggebracht, der Bank im Laufe einiger Jahre für 20.000 Jen Briefmarken zu entwenden, die er an die Vorsteher drittklassiger Postämter in Tokio mit einem Rabatt von 10 bis 15 Prozent verkaufte. Ähnliche Skandale kommen in Japan leider häufig vor.

Die gerechte Strafe. General Ogorowitsch, der wegen Unterschlagungen und Erpressungen während des russisch-japanischen Krieges unter Anklage stand, wurde in Petersburg zum Verlust des Adels, des Ranges, der Orden, sowie zu 3½ Jahren Arrestantenkompagnie und zur Zahlung von 340.000 Mark verurteilt.

Das Lottospiel in Italien hat im verfloßenen Geschäftsjahre dem italienischen Staate einen Reingewinn von 107 Millionen Lire gegen 93 Millionen im Vorjahre eingebracht. So reiche Beträge werfen die Lotterien in keinem anderen Lande ab. Selbst die Reingewinne der Spielhöhlen in Monte Carlo usw. verschwinden gegen die Erträge des italienischen Lottos.

Aufseherregender Selbstmord eines Liebespaares. In einer der Felsschluchten von Neu-Mexiko fand man nach einem Bericht aus Los Angeles die zerschmetterten Leichen des reichen Advokaten Folson und der Miß Bartis, eines vornehmen jungen Mädchens. Es handelt sich um einen Selbstmord der beiden Personen, weil sich ihrer ehelichen Verbindung Hindernisse in den Weg stellten. Folson mietete ein Automobil und fuhr mit seiner Geliebten nach der Schlucht, wo er das Auto hinabstürzen ließ. Die Leichen, die schrecklich zerschmettert sind, hielten sich eng umschlungen. Die beiden Lebensmüden hatten sich vor Ausführung ihrer Tat zusammengebunden.

Die „wiederauferstandene“ Frau. Die Frau des Lastträgers Anton Thomas, der in den

Pariser Markthallen beschäftigt ist, mußte vor etwa drei Monaten in das bekannte Pariser Krankenhaus Hotel Dieu aufgenommen werden, und vor drei Wochen erhielt der trostlose Gatte die amtliche Nachricht, seine Frau sei soeben gestorben. Thomas begab sich nach dem Hotel Dieu, glaubte die Leiche seiner Frau zu erkennen, betete, kaufte einen Kranz, wohnte dann der Beerdigung bei und suchte sich schließlich, nachdem er eine andere Wohnung genommen hatte, über die Leiden seines Witwenstandes hinwegzutrotzen. Kürzlich kam nun eine Frau in dem bisher von dem Ehepaare Thomas bewohnten Hause an und fragte erstaunt nach Thomas, dessen Wohnung sie verschlossen gefunden hatte. Sie stellte sich den verwunderten Hausbewohnern als die soeben als geheilt aus dem Hotel Dieu entlassene Frau Thomas vor. Nachbarn eilten nun zu dem Lastträger und riefen ihm schon von weitem zu: „Kommi rasch, deine Frau lebt.“ Der also Angeredete folgte der Aufforderung und mußte sich zu seiner ebenfalls nicht geringen Ueberraschung davon überzeugen, daß seine bessere Hälfte in der Tat noch am Leben sei. Nun entspann sich aber ein heftiges Wortgefecht zwischen den beiden wiedervereinten Gatten, die der Tod nicht zu trennen vermocht hatte. Denn Thomas machte energisch sein Recht auf das Witwertum geltend. Administrativmaßen, so meinte er, sei seine Frau tot. Darüber besitze er einen gebührend ausgefertigten, unterschriebenen und gestempelten Schein in der Tasche. Seine Gattin entgegnete „mit einem gewissen Anscheine von Recht“, wenn sie auch offiziell tot sei, physisch sei sie doch noch am Leben, und diesem Umstande müsse nun Rechnung getragen werden. Der Mann aber blieb fest und weigerte sich, das gemeinsame Eheleben mit einer amtlich beglaubigten Toten wieder aufzunehmen. So stehen die Dinge jetzt, und man fragt sich nur, wem der Irrtum im Grunde zur Last zu legen sei.

Heldenmütige Rettung aus Feuersgefahr. In einem Tabakladen in der Hamburg-Street in London brach nachts ein Feuer aus. Alle Bewohner der darüber liegenden Stockwerke schienen sich gerettet zu haben, und es sammelten sich große Menschenmengen an, um dem Löschungswerke zuzusehen. Da brach ein Mädchen durch die Reihen und schrie: „Mein Vater und meine Mutter sind noch oben, rettet sie, rettet sie!“ Mr. Acres, ein Nachbar, stopfte sich rasch entschlossen ein Taschentuch in den Mund und drang mutig in das rauchgefüllte brennende Haus ein. Im zweiten Stockwerk fand er eine ältere Frau, die bewußtlos am Boden lag; er nahm sie in seine Arme und wollte eben die Treppe hinabsteigen, als ein alter Mann durch den Rauch auf ihn zuwankte und rief: „Rette mich!“ Acres wies den Alten an, sich mit den Händen auf seinen Rücken zu stützen. Als er unten auf der Straße ankam, fand er jedoch, daß er den Mann verloren hatte. Er übergab die ohnmächtige Frau der Obhut der Umstehenden und drang noch einmal in das brennende Haus ein, fand auch nach eifrigem Suchen den Mann bewußtlos im Gange des ersten Stockwerks liegen und brachte auch ihn in Sicherheit.

Eisenbahnkatastrophe in Amerika. Der Personenzug von Boston nach Newyork entgleiste bei Westport (Connecticut). Acht Personen wurden dabei getötet, viele verletzt. Die Wagen stürzten um und fielen eine steile Böschung hinab, wo sie Feuer fingen. Verschiedene Personen verbrannten. Gerüchte besagen, daß das Unglück durch Explosion eines Lokomotivkessels entstanden ist, und geben die Gesamtzahl der Toten mit 20, die der Verletzten mit 35 an.

Feuilleton

Die Auferstandenen.

Roman von Richard Voß.

(8. Fortsetzung.)

„Nicht doch. Sobald du mit mir dieses Zimmer verlässest, würdest du mich richten, würdest du mich verurteilen müssen zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in Sibirien. Dieses „lebenslänglich“ würde für mich allerdings nicht lange dauern.“

Der Staatsrat unterdrückte ein Stöhnen.

„Entscheide dich, die Zeit verstreicht.“

„Ich kann nicht. Was du von mir verlangst, ist Uebertretung meiner Pflicht.“

„Entscheide dich.“

„Von mir erfährst du nichts. Aber du kannst nachsehen.“

„Angenommen, ich falle — von deiner Hand! Der Schuß würde meine Leute herbeirufen und du würdest deine Freunde doch nicht retten können.“

„Ein zweiter Schuß trifft diese Flasche, deren Inhalt das Haus in die Luft sprengt. Du siehst, wir sind auf alle Fälle gerüstet. Entscheide dich also.“

Dem Staatsrat stand der Angstschweiß auf der Stirn, er fühlte, wie sein Gesicht sich verzerrte. Aber er durfte nicht zurückweichen; seine Beamten-, seine Mannesehre stand auf dem Spiel. Jedoch seine Tochter, seine Tochter! Er kannte sie. Sie würde tun, womit sie ihm drohte, sie würde den Mord an ihm begehen, sie würde für alle Ewigkeit verdammt werden. Da kam ihm ein rettender Gedanke. Was er tun wollte — was er tun mußte, wenn er seinen Leuten Befehl gab, das Haus zu räumen, ohne der Verschwörer habhaft geworden zu sein, war etwas furchtbares; aber durch dieses Furchtbare rettete er seine Ehre und bewahrte seine Tochter vor dem Vtermord. So entschied er sich denn.

„Lebe wohl. Gott möge dir barmherzig sein.“

„Du gehst?“

„Lebe wohl.“

Sie machte eine Bewegung, als wollte sie sich an seine Brust oder ihm zu Füßen stürzen. Aber sie bezwang sich und rührte sich nicht; nicht eher, als bis ihr Vater das Zimmer verlassen hatte. So, mit erhobener Waffe, traf sie sein letzter, verzweiflungsvoller Blick. Sie hörte seine Mitteilung an die Leute, daß er nichts gefunden, hörte seinen Befehl, das Haus zu räumen, hörte, wie alle sich entfernten, wie Colja vom Hofe ins Haus gepoltert kam. Da ermannte sie sich, legte den Revolver auf den Tisch, ging zur Kammertür, öffnete und rief: „Kommt herein, mein Vater ist fort. Laßt uns in Ruhe alles beraten.“

Wladimir warf Natalia einen Blick zu; es war ein Blick, der die Nihilistin erbeben machte.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Natalia Arkadiewna konnte sich nicht entschließen, zu Bette zu gehen; ihre Gedanken waren ohne Unterlaß bei ihrem Vater.

Was wird er tun? dachte sie. Um mir einen Vtermord zu ersparen, hat er seine Pflicht verletzt. Das erträgt er nicht. Er ist nicht wie die anderen Beamten Rußlands. Ich liebe ihn, ich bewundere ihn! Trotzdem konnte ich mein Pistol auf ihn richten, trotzdem hätte ich losgedrückt; denn mehr als sein Leben gilt mir die Sache. Auch ich hatte eine Pflicht zu erfüllen.

Aber je mehr sie ihre Handlungsweise vor sich selbst zu begründen suchte, um so angstvoller ward ihr zumute. Inres Vaters letzter, verzweiflungsvoller Blick verfolgte sie unablässig. Endlich hielt sie es nicht länger aus. Sie warf einen Mantel über,

Pianos

das beste deutsche Fabrikat
Alleinige Vertreter für den Staat São Paulo:
Barbosa & Lucchesi
Rua Barão de Itapetininga N. 20. — S PAULO.

verließ das Zimmer und weckte den Wortschlick, der ihr das Haus öffnen mußte. Fast laufend eilte sie die Straßen dahin; nach der Roschdestwenka, wo das Hotel Andrewja lag. Mit jedem Schritte steigerte sich ihre Bangigkeit.

Er wird etwas tun, tun muß er etwas. Aber was, was? Etwas Fürchterliches!

Sie nahm sich vor, zu warten, bis es Tag geworden, bis ihr Vater heraustreten würde, und ihn dann anzuflehen? Daß er das Fürchterliche nicht tun sollte.

Atémlos, zum Tod erschöpft erreichte sie das Hotel. In einem Zimmer des zweiten Stockes brannte noch Licht. Dort mußte ihr Vater sein. Auch er schlief sicher noch nicht. Wie konnte er schlafen, mit jenem entsetzlichen Bilde in seiner Seele; seine Tochter stand vor ihm und zielte nach seinem Herzen! Der schwache Schein, der von oben auf die Straße herab fiel, war Natalia wie ein Stück von dem Leben ihres Vaters selbst. Nach und nach wurde sie ruhiger. Seltsame Gedanken, Erinnerungen aus der Kinderzeit stiegen in ihr auf. Wie lange hatte sie nicht daran zurückgedacht. Sie entsann sich der freudigen Aufregung, die sich jeden Morgen ihrer bemächtigte, wenn ihre Wärterin sie zum Vater brachte. Wie gütig war er stets gegen sie gewesen! Seine Augen hatten aufgeleuchtet, wenn das kleine, zierliche Wesen ins Zimmer getrippelt kam, um sich ihm ungestüm an den Hals zu werfen. Als sie größer wurde, kümmerte er sich weniger um sie; aber sie fühlte, daß sie zärtlichst von ihm geliebt wurde, daß es dem ernstesten, strengen Manne freier ums Herz ward, wenn sie zu ihm kam, daß sie sein Bestes und Teuerstes war. Später lebte sie gedankenlos hin, bis sie so furchtbar aufgeweckt wurde. Sie hätte damals eine Unterredung mit ihrem Vater, nur eine einzige. Was war das für eine Stunde! Er war mild und gütig, er bat sie, er weinte um sie. Aber nichts konnte sie töhren, sie blieb starr. Das gedankenlose, leichtlebige, sonnige Geschöpf verwandelte sich in wenigen Tagen in ein düsteres, fanatisches Wesen, das ohne eine Träne von Vater und Mutter schied, um als Verkünderin des Heils der Freiheit und Gleichheit unter das Volk zu gehen. Ohne zurückzublicken, setzte sie ihren Weg fort, bis zu dem Augenblick, da sie mit erhobener Waffe ihrem Vater gegenüberstand. Und auch jetzt wollte sie nicht zurück.

Hinter den niedergelassenen Vorhängen des erleuchteten Zimmers, darin sie ihren Vater vermutete, zeigte sich ein Schatten.

Natalia hielt den Atem an: wenn er den Vorhang öffnen, wenn er sie sehen würde — —

„Vater!“ rief sie laut.

Aber er hörte nicht. Der Schatten oben verschwand.

Es war besser so. Am besten war es, sie ging wieder fort. Was hätte sie ihm auch sagen können? Geschehen war geschehen. Sie würde leben müssen, mit dem letzten Blick ihres Vaters in ihrer Seele und

leben müssen würde ihr Vater, mit dem Bewußtsein, um seiner Tochter willen seine Pflicht verletzt zu haben, er, dieser Mann und Beamte von Ehre.

Langsam wandte sie sich, ging einige Schritte. Plötzlich blieb sie stehen, zitternd am ganzen Leibe und von Grausen gepackt.

Sie hatte einen Schuß gehört.

Es war nur ein dumpfer Ton gewesen, den sie vernommen. Aber sie wußte, daß es ein Schuß war, ein Schuß, der oben in jenem Zimmer gefallen, darin das Licht ruhig fortbrannte; sie wußte plötzlich, womit ihr Vater die Uebertretung seiner Pflicht bezahlt und sein Verbrechen gesühnt hatte. Sie wußte, daß er in diesem Augenblick dort oben am Boden lag; mit zerschmettertem Haupte hauchte er seinen letzten Seufzer aus, wand sich vielleicht in gräßlichsten Qualen — vielleicht noch lebend! Sie stürzte die Straße zurück, taumelte gegen die Tür, riß an der Nachtlöcke.

Endlich wurde geöffnet.

Der verschlafene Portier prallte bei ihrem Anblick zurück; er mochte sie für eine Wahnsinnige halten.

„Hier wohnt — —“ Aber sie konnte sich nicht auf den Namen besinnen, unter dem, wie Wladimir ihr gesagt hatte, ihr Vater in Moskau auftrat.

„Hier wohnt ein Herr aus Petersburg — —“

„Hier wohnen viele Herren aus Petersburg.“

„Der Geheime Staatsrat Arkad Danilitsch Niklakow.“

„Der wohnt nicht hier.“

„Doch! In der zweiten Etage.“

„Machen Sie, daß Sie fortkommen.“

„In der zweiten Etage hat sich soeben jemand erschossen.“

„Sie sind verrückt! Scheren Sie sich hinaus.“

Da sie nicht gehen wollte, packte sie der Mann, stieß sie auf die Straße und schloß hinter ihr zu. Sie warf sich gegen die Tür, pochte und schrie, bis zwei Polizisten kamen und sie festnahmen.

Sie sagte den Männern, daß sie die Tochter des Geheimen Staatsrats Arkad Danilitsch Niklakow aus Petersburg wäre und daß ihr Vater sich soeben im Hotel erschossen hätte. Man glaubte ihr nicht und führte sie schließlich mit Gewalt fort, nach dem Polizeilokal, wo sie mit aufgegriffenen Dirnen zusammen in ein abscheuliches Gelaß gesteckt wurde.

Unter Qualen verstrich Stunde auf Stunde. Als der Tag graute, erwachten die Gefangenen und fingen an, sich miteinander zu unterhalten. Natalia lag auf ihrer Pritsche, mußte alles mithören und dachte, wie nun der Morgen durch die geschlossenen Vorhänge auch in das Zimmer dämmerte, darin der blutige Tote lag. Die verglasten Augen hatte er weit offen, mit demselben Blick, mit dem er sie gestern zum letztenmal angesehen. Jetzt wußte sie, daß dieser Blick ihr sagen sollte: Ich nehme die Todssünde von dir und begehe sie selber — statt deiner, für dich!

Bei den religiösen Ansichten des Staatsrats war der Selbstmord eine Tat, für die es keine Vergebung gab. Dennoch hatte er sie begangen, um ihretwillen.

Als das Haftlokal geöffnet wurde, durften die meisten frei fortgehen. Neue Gefangene kamen hinzu, und von diesen schändlichen Lippen erfuhr Natalia den Vorfall der letzten Nacht. Im Hotel Andrejew hatte der Geheime Staatsrat Arkad Danilitsch Niklakow sich das Leben genommen. Einige behaupteten, er wäre von den Nihilisten erschossen worden und zwar von einer Frau, die sich für seine Tochter ausgegeben, in der Nacht zu ihm gedrungen war und ihn niedergeschossen hatte. Sie sei bereits gefangen und der Tat geständig. Natalia vernahm ausführlich, in welchem Zustand man den Toten ge-

funden und daß er wahrscheinlich bis zum Morgen gelebt hatte. Sie mußte sich zusammennehmen, um nicht aufzuspringen und zu rufen: „Ich bin seine Tochter, ich habe ihn umgebracht!“

Der Tod des Staatsrats erregte im Gefängnis einen wahren Rausch des Entzückens. Man pries die Mörderin, man klagte um sie. Natalia kam dem Wahnsinn nahe. Was diese Diebinnen und Prostituierten aussprachen, waren ihre eigenen Ueberzeugungen, waren dieselben Theorien, die sie hundertmal dem Volke gepredigt hatte, fast mit denselben Worten. Sie konnte auch jetzt nichts davon widerrufen, blieb auch jetzt dem Standpunkt getreu; aber, daß dieser blutige Gestorbene gerade ihr Vater war, daß dessen Tod gerade von solchen Lippen so wild bejubelt ward, erschien ihr wie eine wüste Fieberphantasie.

Dann führte man sie zum Verhör. Sie sagte aus, was sie bereits ausgesagt hatte, daß sie die Tochter des Staatsrats sei, daß sie gestern nach die Ankunft ihres Vaters erfahren, diesen trotz der späten Stunde hatte aufsuchen wollen und auf der Straße den Schuß gehört habe. Man stellte sie dem Portier des Hotels gegenüber, der sie sogleich erkannte und ihre Aussage bekräftigte; mittags kam Anna Pawlowna und bewirkte ihre sofortige Freilassung.

Anna Pawlowna war heftig erschüttert. Sie teilte Natalia mit, daß gleich nach dem Selbstmorde ihres Vaters das Haus in der Preobraschenskaja-Vorstadt durchsucht worden sei; doch habe man nur Tania und Colja gefunden und kein einziges kompromittierendes Schriftstück. Die Waffen und die Flasche mit Nitroglyzerin seien noch in der Nacht von Wladimir und Colja in die Druckerei geschafft worden, darin sich Wladimir verborgen halte, in der Gewißheit, daß demnächst die Haussuchung wiederholt werden würde.

„Hat mein Vater nichts hinterlassen? Hat er nichts aufgeschrieben? Kein Wort für mich?“

„Man hat nichts gefunden.“

„Weiß es meine Mutter bereits?“

„Ich habe ihr telegraphiert.“

„Gleich die volle Wahrheit?“

„Ich habe sie auf die volle Wahrheit vorbereitet.“

„Sie wird den Tod davon haben! Wir töten unsere Väter und Mütter. So sagte mir auch mein Vater.“

„Grüble nicht darüber nach.“

„Was hülfte es auch?“

Zu Hause, in Nataliens Zimmer, fanden sie Wera, totenblaß und tränenlos. Boris war bei ihr. Natalia bat, daß man sie allein lassen möchte.

„Willst du deinen Vater sehen?“ fragte Anna Pawlowna.

„Nein. Wann soll er begraben werden?“

„Am Sonntag. Die Stadt bereitet ihm ein fürstliches Leichenbegängnis.“

„Dem Selbstmörder?“

„Man nimmt an, daß er in seinem Berufe gestorben sei, einen Heldentod.“

Natalia winkte, daß sie gehen möchten.

Auch den nächsten Tag ließ sie niemand zu sich; dann erschien sie wieder und nahm, als ob nichts geschehen wäre, ihre Tätigkeit von neuem auf. Sie schickte nach Wladimir Wassilitsch, mit dem sie lange Unterredungen hatte, deren Inhalt für jedermann ein Geheimnis blieb. Mehr als einmal geschah es, daß der junge Terrorist das entstellte Gesicht Natalias mit demselben eigentümlichen Blicke ansah, wie damals nach ihrem Gespräche mit dem Staatsrat. Sein Benehmen gegen die schwer Leidende war auffallend rücksichtsvoll, fast weich und sorgsam.

Der Tag des Begräbnisses kam; halb Moskau war in Bewegung, alle Glocken läuteten. Der Leichenzug, der sich mit glänzendem Pomp durch die Stras-

sen bewegte, wollte kein Ende nehmen. In der Katharinenkirche wurde die Leiche feierlich eingeseget. Zwischen den Spalieren von Polizisten und Soldaten folgte der höchste Adel dem Sarge. Es wimmelte von Popen, ein Meer von Kerzen erstrahlte, Weihrauch dampfte, und Moskaus Gärten schienen für den Toten allen ihren Blumenschmuck hergegeben zu haben.

In der Nähe des Kirchhofes entstand ein Tumult. Betrunkene beschimpften den Verstorbenen, viele Verhaftungen wurden vorgenommen.

Natalia folgte dem Zuge nicht. Während ihr Vater in die Gruft gesenkt wurde, setzte sie mit Wladimir Wassilitsch das Todesurteil für einen hohen Beamten in Odessa auf, welches diesem von dem Exekutivkomitee zugesendet werden sollte.

So konnte selbst der blutige Leichnam ihres Vaters diese Tochter nicht von dem Wahnsinn heilen, den sie „die Sache“ nannte.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Der Selbstmord des Staatsrats und das Aufsehen, welches derselbe erregte, vereitelten für den Augenblick alle Pläne der Terroristen. Moskau wimmelte von Polizeiagenten und Spionen. Die revolutionäre Partei mußte die äußerste Vorsicht gebrauchen, ihre Versammlungen gänzlich einstellen, sich überhaupt mit ihrer Tätigkeit vollständig im dunkeln halten.

Wladimir war außer sich, und die arme Tania verzehrte sich in Sorge und Angst. Er verbrachte die Tage in der Druckerei, wo er glühende Reden an die Partei und das Volk niederschrieb und sogleich druckte. Aber niemand von denen, an welche diese wilden Ergüsse gerichtet waren, bekam sie zu lesen, denn sie konnten weder ausgeteilt noch verschickt werden. In dieser Zeit wich Natalia nicht von der Seite ihres Freundes, obgleich die Luft in dem unterirdischen Raume Gift für sie war. Er las ihr seine Aufsätze vor, entwickelte vor ihr seine Ideen, die immer mehr einem sozialistischen Wahnsinn zustrebten und raste sich aus bei ihr. Sie hatte Verständnis für jede seiner wilden Regungen, feuerte ihn an, tröstete ihn, beruhigte ihn.

Es war ein seltsames Bild, diese beiden Menschen miteinander in dem Gewölbe, das einer Grabkammer gleich. Der Mann an Schönheit einem griechischen Halbgott gleich, die Frau mehr einem Schatten als einer Lebenden ähnlich. Beide sich erschöpfend in den Ausbrüchen ihres Hasses, beide trunken von Träumen, darin sie alles Bestehende in einer blutigen Sintflut untergehen sahen.

Nur widerstrebend ließ sich Wladimir in diesen Tagen die Nähe Tanias gefallen. Nicht, daß er weniger Zärtlichkeit für sie empfunden hätte. Im Gegenteil! Er wollte nur nicht dulden, daß dieses Gefühl zum Ausdruck, wohl gar zum Ausbruch kam; es hätte ihn von der Sache abziehen können! Nahm daher Tania sich einmal das Herz zu einer schüchternen Liebkosung, so wehrte er sie rauh ab, während er sich gewaltsam zurückhalten mußte, sie nicht an seine Brust zu reißen und mit Küssen zu ersticken. Er wollte nichts anderes lieben als das Volk und tobte gegen seine Empfindungen, wenn er entdeckte, wie sein ganzes Wesen seiner reizenden Geliebten zustrebte, nichts verlangend, als zu lieben und geliebt zu werden. So erwachte in ihm von neuem der Asket, den Tanias Liebesflüstern für eine kurze Weile in Schlummer geraunt hatte. Nachts kam er erst dann aus der Druckerei ins Haus, wenn er sie bereits schlafend wußte, er jagte Colja aus dem Zimmer und brachte die Nacht vor ihrer Kammertür zu, ohne ein Auge zu schließen, in einem Fieber, das seine Kräfte verzehrte. Am liebsten hätte

er sie wieder zurück nach Eskowo zu ihren Eltern geschickt; aber sie dauerte ihn! Außerdem mußte er sie endlich für die Sache beschäftigen; denn sein Weib durfte nicht zurückbleiben, wo andere Frauen ihr Leben wagten. Aber was sollte er ihr zu tun geben? Sie war so zart, so furchtsam, so kindisch. Vergebens grübelte er darüber und beschloß, nicht eher zu ruhen, als bis auch Tania in Wahrheit eine der Ihren geworden — eine Nihilistin und „Auferstandene“.

Um einen Anfang zu machen, nahm er Tania mit sich in die Druckerei. Sie setzte sich dann in eine Ecke, sah unsäglich traurig und geängstigt aus, hörte schweigend alle die von Haß erfüllten, Vernichtung fordernden Ergüsse ihres Geliebten an, verstand nichts und — billigte alles; denn Wladimir mußte in allem recht haben.

Hätte die arme Tania den treuen Colja nicht gehabt, sie wäre verkommen wie eine Frühlingsblume im heißen Sommer; aber Colja erlaubte das nicht. Immer war Colja da, an alles dachte Colja. Und wie gesprächig war er geworden! Es war erstaunlich! Geschichten wußte er plötzlich zu erzählen; solche hübsche, lustige, dumme Geschichten. Man mußte darüber lachen! Das tat Tania freilich nicht, aber sie lächelte doch; Colja erzählte so lange, bis sie wenigstens lächelte. Dann wußte er nicht, was er vor Freude angeben sollte; er redete die tollsten Dinge, und zuletzt mußte sie doch über ihn lachen. Ob er wohl jemals noch brummte, murrte und knurrte? Gewiß nicht! Er war ein ganz freundlicher, heiterer, gutmütiger Colja geworden. Und wie er arbeitete! Nämlich zusammen mit seiner Herrin, dem Täubchen Tania Nikolajewna. Das Haus war von oben bis unten blitzblank, so blank es eben zu machen war. Und die Sauberkeit, die auf dem Hofe herrschte, mußte dem kaltherzigsten Menschen Staunen und Freude bereiten. Der Birnbaum zum Beispiel war einfach ein Wunder; bis hinauf in die obersten Zweige hatte Colja die Bohnen klettern lassen. Und wie sie voller Schoten hingen! Das Täubchen konnte davon einsalzen und trocknen, soviel es wollte. Das gab eine Lust, als die Bohnen gebrochen wurden; und es ist gar nicht zu sagen, was für Possen dieser närrische Colja dabei trieb. Und der Kohl! Das würde im Winter eine Kohlsuppe geben! Was für Köpfe! So groß wie ein Kürbis und ebenso fest. Ob er wohl eine einzige kleine Raupe daran ließ? Gott bewahre! Und was für ein Gesicht er machte, wenn das Täubchen ihm nicht traute und selbst nachsah und natürlich nichts fand. Dann murrte er, aber man konnte ihm nicht böse sein. Ganz unmöglich!

Ein Stück Feld, das zum Häuschen gehörte, war mit Zuckererbsen bebaut; ihr wißt, mit solchen kleinen, zarten, süßen. Auf die Zuckererbsen konnte das Täubchen stolz sein. Die Melonen, die sie mit Hilfe Coljas zog, waren vollends eine Pracht. Tania dachte daran, sie in Honig einzumachen, und freute sich, Wladimir damit zu überraschen. Himbeeren und Johannisbeeren gab es in Hülle und Fülle. Und Blumen! Colja hatte Blumen gepflanzt, ein ganzes Beet voll: Nelken und Feuerlilien, Sonnenblumen und Malven. Natürlich waren es Tanias Lieblingsblumen und natürlich blühten sie vor Tanias Fenster. Es war eine wahre Herrlichkeit! Und was für Sträube sich daraus binden ließen! Colja riß vor Erstaunen seine kleinen Augen weit auf, so daß Tania häufig nur deshalb Blumen pflückte, um sein seliges Gesicht zu sehen. Heimlich wand sie sogar Kränze, die brachte sie heimlich, mit Coljas Hilfe natürlich, in die Kirche und hing sie vor dem Muttergottesbild auf. Dann betete sie und schluchzte und weinte, als ob ihr das Herz brechen wollte.

Colja sah von weitem zu ihr hinüber und die dicken Tränen liefen ihm über die Wangen in den Bart hinein. Kam das Täubchen aber dann zu ihm, ganz erschöpft vom Beten und Weinen, so schnitt er ein solches grimmes Gesicht, daß sie alle ihre Liebenswürdigkeit aufbieten mußte, um ihn wieder gut zu machen. Darüber vergaß sie natürlich ihr eigenes Leid und wurde zuletzt selbst ganz heiter.

Ja, dieser Colja!

Und die Hühner, die Enten, die Tauben nicht zu vergessen!

Alles hatte Colja herbeigeschafft, niemand ahnte, durch welche List und welche Mittel. Vielleicht hatte er sie gestohlen oder auf der Straße gefunden, oder er konnte zaubern, oder irgend jemand hatte ihn angefleht, dem Täubchen Tania Nikolajewna doch um des Himmelswillen die hübschen, weißen Tauben zu bringen. Tatsache war, daß sie da waren und einen wunderhübschen kleinen Verschlag hatten, darin Tania sie täglich besuchen und ihnen Futter streuen konnte. Sie hatte ihre helle Freude daran, wie alles Federvieh sie kannte. Wenn Tania in den Hof trat, schlug der große, bunte Hahn gewaltig mit den Flügeln und begann ganz mörderisch zu krähen. Um seine Hühner kümmerte er sich dann gar nicht mehr. Die waren so eifersüchtig auf die schöne Tania, daß sie ihr fast auf die Schultern geflogen wären, um ihr vor Aerger die Augen auszupicken. Aber auf Tanias Schultern, Kopf und Armen saßen bereits die Tauben, gurrten und gurrten. Colja lachte das Herz im Leibe, und wenn zuletzt auch noch die Enten angewatschelt kamen und die größte Eile bezeugten, um zu Tanias Füßen ihr Futter zu empfangen, so war dieser mürrische Colja ein glücklicher Mensch.

Wenn sie gar traurig war — und sie war es recht oft — nahm dieser abgefeymte Bursche seine Zuflucht zu einer List, zu einer ganz gemeinen List! Er stellte sich nämlich krank und tat so jammervoll, daß sie in ihrer Sorge um ihn sogar aufhörte, sich um Wladimir zu ängstigen und ihn pflegte und hätschelte, als ob der große, alte, garstige Colja ein allerliebstes kleines Coljachen wäre. Als sie immer stiller und bleicher ward, half es ihr nichts, sie mußte mit Colja weite Wanderungen antreten, bis hinaus auf die Felder, wo sie alsdann über jeden Baum, über jede Blume eine kindische Freude empfand, sich in Heimatserinnerungen verlor, von Eskowo zu plaudern begann und wie schön es sein könnte, wenn — —

Doch da standen ihr schon wieder die Tränen in den Augen und Colja fing an zu singen, so greulich falsch, daß sie es nicht mit anhören konnte und selber sang, nur damit er aufhören sollte. Er wurde auch sogleich ganz still, warf sich auf den Boden und hörte zu. Sie sang dann gewöhnlich alle ihre Lieder, mit enier Stimme, daß Colja die Lerchen nicht begreifen konnte, die ganz frech in den Lüften weiter sangen und sich nicht schämten, neben Tanias Stimme ihr Jubilieren ertönen zu lassen. Es waren doch recht herzlose Vögel!

Sechsvierzigstes Kapitel.

Es begann in Moskau heiß zu werden, die meisten der vornehmen Familien befanden sich bereits auf ihren Gütern und Landsitzen. Die prächtige Stadt verödete, das Leben zog sich in die Vorstädte und in die ärmeren Quartiere zurück; in der grellen Sommersonne, unter dem glühenden Himmel, den während des Tages meist eine gelbliche Dunstwolke umqualmte, glich Moskau mit seinen bunten strahlenden Kuppeln mehr noch als sonst einer orientalischen Stadt.

Auch Anna Pawlowna hatte mit einem großen Teil ihrer Dienerschaft ihr Landhaus in Kunzewo bezogen. Gern wäre Wera zurückgeblieben, aber Wladimir hatte ihr befohlen, der Prinzessin zu folgen und dieselbe auf Schritt und Tritt zu bewachen; denn nach wie vor legte er gegen die Wahrhaftigkeit ihrer Gesinnungen starken Verdacht. Sascha war nicht mitgenommen worden, bewohnte sein altes Quartier bei Marja Carlowna, befand sich jedoch häufig in Kunzewo. Ein beständiger Gast in dem Landhause war Boris Alexeiwitsch, der elend aussah, sich von seinem Kammerdiener nicht mehr frisieren ließ und auf sein Taschentuch aus feinstem Batist kein Parfüm mehr goß.

Seltsamerweise machte die Fürstin Danilowski keinerlei Anstalten, Moskau zu verlassen, was sonst um diese Zeit stets geschehen war. Sie lebte bei geschlossenen Läden in einer fortwährenden Dämmerung, trug weiße, dünne Gewänder, ließ ihr Haar frei herabhängen und ernährte sich von Limonade, Schlagsahne und Konfekt. Da ihre sämtlichen Bekannten Moskau verlassen hatten, so gab sie sich ganz dem Studium von Alexander Herzen und Michael Bakunin hin, las Moleschott und Schopenhauer, deklamierte Leopardi und schickte alle Tage nach Wladimir Wassilitsch, der sich auch zuweilen bei ihr einfand, kurze Zeit blieb und stets eine große Summe mit sich fortnahm, die für nihilistische Zwecke sofort nach allen Himmelsrichtungen versandt wurde.

Auf allen Gemütern schien die Schwüle des heißen Sommers zu lasten; die lange Reihe schöner Tage wirkte allmählich ermattend auf die Geister. Anna Pawlowna schloß sich fast ganz von den andern ab; sie war ernstlich leidend, dabei herrlicher als je. Etwas Eigentümliches, nicht zu Erklärendes hatte sich über ihre majestätische Schönheit gelegt. Ihre Bewegungen waren matt, ihr Blick hatte etwas Seelenloses. Sie zeigte sich erst bei Tafel, die am späten Nachmittag in der Gartenhalle und stets mit einem gewissen Zeremoniell abgehalten wurde. Am Büfett präsierte der französische Haushofmeister, hinter Anna Pawlownas Lehnstuhl stand ein Kammerdiener, zwei Lakaien servierte. Auch wenn keine Gäste anwesend waren, erschien die Prinzessin in Dinertoilette und Boris Alexeiwitsch in weißer Krawatte. Wera, in einem schwarzseidenen Kleide, das die Prinzessin für sie von ihrem Pariser Schneider hatte anfertigen lassen, aber mit ihrer alten ländischen Haartracht, von welcher Boris Alexeiwitsch entzückt war, speiste regelmäßig mit. Sie sah in dem modernen Anzug ungemein stattlich aus — „fast vornehm“, wie Boris Alexeiwitsch es nannte.

Aber sie bewegt sich schlecht, kritisierte er im stillen. Schade, daß sie so gar nicht eitel ist, daß es so ganz unmöglich ist, ihr einen Begriff von ihrer Schönheit beizubringen. So etwas ist mir noch nicht vorgekommen! Sie sieht sich doch im Spiegel, sie ist doch schließlich auch ein Weib. Mit diesem Kopf würde jede andere Wunder vollbringen — nun, ein Wunder hat sie an mir vollbracht. Ein cremeweißes Mouselinkleid müßte ihr prachtvoll stehen. Ich muß mich doch hinter meine Cousine stecken; aber mit der ist jetzt nichts anzufangen.

Wera sprach bei Tische nur dann, wenn sie angedredet wurde. Sie litt wahre Qualen, schämte sich ihres seidenen Kleides und trug es lediglich, weil es Anna Pawlownas Wunsch war, und weil Wladimir ihr befohlen hatte, sich den Wünschen der Prinzessin schweigend zu fügen. Die mit Silber überladene Tafel, das kostbare Service, die vielen Speisen und teuren Weine flößten ihr Abscheu ein. Sie genoß so wenig als möglich und bei jedem Bissen war

28

ihr, als beginge sie einen Diebstahl an dem Volke.

Bei diesen Mahlzeiten bemühte sich Anna Pawlowna nicht im geringsten, ihre Stimmung zu verbergen. Ihr Gesicht sagte immer von neuem deutlich: Ich bin dieses Lebens überdrüssig.

So führte denn Boris Alexeiwitsch die Unterhaltung allein. Er tat es mit vielem Geschick und Takt, mit so vieler Anmut, daß es gelang, alle über die peinliche Situation, die Anna Pawlowna durch ihr seltsames Wesen verursachte, hinwegzubringen; zum erstenmal in ihrem Leben zollte die Prinzessin ihm Anerkennung. Eine merkwürdige Wandlung vollzog sich in Wera. Seit dem Augenblick wo Boris ihr zugeflüstert hatte, daß er glücklich sei, mit ihr sterben zu dürfen, war ihr Leben ein beständiger unermüdlicher Kampf gegen Gewalten, welche mehr und mehr ihre Macht über sie gewannen. Es war ein Meisterstück der großen Virtuosen in der Kunst der Verführung gewesen, ihr zu sagen, daß er mit ihr sterben wollte, da er nicht mit ihr vereint leben konnte. Es war der einzige Gedanke, dessen sie sich in jeder Minute klar bewußt war. Er hatte mit ihr sterben wollen! Alles andere ging unter in diesem einen; eine ganze Welt, die sie in sich aufgebaut, ging darüber zugrunde, wurde dadurch in Trümmer geschlagen. Er wollte mit ihr sterben! Es lähmte, es brach ihre Kraft, es zernahmte ihre Seele, es zerstörte fast ihre Sinne. Er wollte mit ihr sterben. Er mußte ein reiner Mensch sein.

Dieser Glaube an ihn wurde immer stärker. Sie richtete sich daran auf, sie beruhigte damit alle Gewissensqualen, alle Angst und alle Zweifel. Er ist ein reiner Mensch!

Ich bin doch im Grunde ein guter Kerl! glaubte schließlich auch Boris Alexeiwitsch von sich selbst, gewann mehr und mehr eine hohe Meinung von seinen sittlichen Eigenschaften und bildete sich allein Ernstes ein, daß er bisher vollständig im unklaren über sich geblieben war. Nun hatte seine Leidenschaft zu Wera, hatte seine Liebe ihn zu dem entwickelt, was er eigentlich immer gewesen.

Nach dem Diner fuhr die kleine Gesellschaft gewöhnlich eine Stunde spazieren; darauf trennte man sich, um spät abends noch einmal zusammenzukommen, wo dann auf der Terrasse der Tee eingenommen wurde, den Wera bereiten durfte. Wenn er nicht vorlas, setzte Boris sich ans Klavier und begann zu spielen, zu phantasieren.

Boris spielte vortrefflich. Er war ein Verehrer Chopins, dessen virtuose Kunst und leidenschaftliche Natur mit seinem eigenen Wesen verwandt war. Aber Wera verstand den genialen Komponisten nicht. Ihr ward bei Chopin unsäglich beklommen zumute, gerade wie in ihrem eleganten Seidenkleide. Sobald Boris das merkte — und ihm entging nichts, was sie betraf — schlug er auf dem Klavier eine ganz andere Sprache an, eine Sprache, von der er wußte, daß Wera sie verstand: volkstümliche Melodien, Lieder und Gesänge. Alle waren wehmütig und sehnsuchtsvoll, in allem liebte das russische Mädchen und der russische Jüngling, liebten und litten. Es war immer dasselbe Thema, das er hundertfach variierte; überzeugt, damit zu Weras Herzen zu sprechen.

Ebenso umsichtig, wie bei seinem Klavierspiel, benahm er sich bei der Wahl seiner Lektüre. Oeuvres war längst gelesen und hatte auf Wera einen überwältigenden Eindruck gemacht. Da Boris Verse, bei denen er sein weiches volles Organ in allen Klangfarben spielen lassen konnte, vortrefflich las, so hätte er am liebsten Gedichte vorgelesen: Puschkins und Lermontoffs. Aber er bemerkte, daß Wera den Gedichten nicht dieselbe Aufmerksamkeit schenkte, wie den Erzählungen. Sie wollte ein Be-

gebnis hören, sich an Personen halten und nicht sich von Stimmungen beeinflussen lassen. Mit einem Wort, sie wollte miterleben und mitleiden. So griff Boris denn zu Turgenieff und hätte gar nicht klüger wählen können. Denn Wera, die sich als Kind ablehnend gegen Saschas Märchen verhalten hatte, lauschte jetzt mit der Leidenschaft eines Kindes den Erzählungen des russischen Meisters. Sie hörte das „Tagebuch eines Jägers“, die „Frühlingsfluten“, „Faust“ und „Rauch“; zuletzt gar nicht mehr in der Wirklichkeit lebend, so daß sie zuzeiten ihr eigenes Dasein vollkommen vergaß.

Erwachte sie dann aus diesem Traumleben, so war der Jammer groß. Blaß und verstört ging sie umher, sah Menschen und Dinge mit erstaunten, fremden Augen an, wußte nicht, was mit dem Leben beginnen. Es war ein Glück, daß Boris sie scharf bewachte und stets mit einem neuen Betäubungsmittel zur Hand war. Er bezweckte bei dieser Methode, Wera davon abzuhalten, über sich selbst nachzugrübeln. So ward sie allmählich ihrer eigenen Seele entfremdet.

Niemals sprach er mit Anna Pawlowna über sie. Ueberhaupt hatte sich zwischen ihm und seiner Cousine ein seltsames Verhältnis herausgebildet, das besonders stark in Saschas Anwesenheit hervortrat. Bisher hatten die beiden Verwandten nichts Gemeinsames gehabt; das war nun anders geworden. Sie empfanden auf einmal, daß sie zusammengehörten, daß sie durch ein unlösliches Band miteinander verbunden waren, weniger durch ihre Bluts- als vielmehr durch ihre Standesverwandtschaft. Sie entdeckten, daß sie vielfach nicht nur dieselben Ansichten, sondern auch dieselben Neigungen hatten; zwar vermieden sie es, beisammen zu sein, doch ihre Blicke begegneten sich zuweilen mit einem sonderbaren Ausdruck. Saschas Name wurde niemals zwischen ihnen genannt. Boris hatte den Bauernsohn, ein Gefühl, das von diesem aufrichtig erwidert wurde. Gar zu gern hätte der elegante Edelmann die plumpen und groben Plebejer lächerlich gefunden und in den Augen seiner schönen Cousine lächerlich gemacht. Aber in Saschas Haltung, seinem Benehmen, seinem Blick, selbst in dem Klange seiner Stimme lag seit kurzem etwas, das dem blasierten, hochmütigen Herrn unwillkürlich Respekt einflößte.

Anna Pawlowna beobachtete die beiden kaltblütig, aber mit einer gewissen Neugier. Was wird aus der Geschichte werden? Wie wird sie sich dabei benehmen? Wird er seinen Zweck erreichen! Natürlich! Wann wohl? Sehr bald! Und dann — was wird dann? Vielleicht tötet sie sich (wenn sie nicht ihn tötet) und er — Er fällt in eine andere Passion. Wer wird die nächste sein? Eigentlich ist es doch erbärmlich. — Aber sie tat nichts, um Wera über Boris aufzuklären. Zuweilen fuhr es ihr freilich durch den Sinn: Ich sollte dieses Mädchen retten. Sie nahm sich vor, mit Wera oder mit Boris zu reden; doch es blieb bei der Absicht. Sie hatte zu viel mit sich selbst zu tun, um sich um andere kümmern zu können. Und schließlich — War sie etwa weniger stolz gewesen als Wera? Und schließlich war auch sie geworden, was andere waren.

Dennoch hatte diese seltsame Frau Stunden, wo sie sich zu überreden suchte, daß sie Sascha immer noch liebe; Stunden, wo sie sich zu belügen vermochte, wo sie die Lüge glaubte. Dann sah sie in ihm, in seiner Leidenschaft für sie, in ihrer Liebe zu ihm ihre einzige Hoffnung, ihr Heil und ihre Rettung. Dann schickte sie nach ihm, dann ging sie in der Nacht ihm entgegen, schlich sich mit ihm ins Haus, demütigte sich vor ihm, klagte sich bei ihm

an, bat ihn um Verzeihung, um Erbarmen, überschüttete ihn mit leidenschaftlichen Liebkosungen, zwang ihn durch ihre Liebesgewalt, machte ihn selig, trunken, halb von Sinnen; ihn und sich selbst.

Solchen Stunden der Raserei folgten Tage der Entrüstung, der Verzweiflung, der Ermattung.

Einmal kam sie für einige Zeit nach Moskau, bezog ihren Palast, ließ alle Gemächer öffnen, empfing ihren Liebhaber am hellen Tage, vor aller Augen, fuhr mit ihm aus, gebot der Dienerschaft, ihm zu begegnen, als ob er der Prinz wäre.

Sie ist toll, dachte Boris und zuckte die Achseln.

Indessen allmählich bereitete sich in dem Verhältnis Anna Pawlownas die Katastrophe vor.

Sie hatte ihn lange nicht gesehen, lange nicht, weder nach ihm geschickt noch an ihn geschrieben; sie beabsichtigte Gäste einzuladen und ließ es ihn wissen — durch ihre Kammerfrau! Diese Person sagte ihm, daß es jetzt der Prinzessin unmöglich sei, ihm zu begegnen, daß er auch nicht schreiben sollte, daß er sich gedulden möchte. Und Sascha „geduldete“ sich.

Er hatte nichts in Moskau zu tun; denn selbst die Dynamitfabrikation mußte fürs erste eingestellt werden. Er war ruhelos. Seine Wirtin Marja Carlowna war seine erklärte Feindin geworden und gönnte ihm kein Wort und keinen Blick. Sie sah elend aus, als ob sie krank wäre; Sascha scheute sich vor ihr. Er beschäftigte sich mit nichts, rührte kein Buch an und mied seine Gesinnungsgenossen wie und wo er nur konnte. Selbst die „Sache“ war ihm gleichgültig geworden. Stundenlang schlenderte er in Moskau umher, in den Straßen, durch die er einmal mit der Prinzessin gefahren war; stundenlang stand er vor ihrem Palast, den er einmal mit ihr bewohnt hatte und blickte zu den verschlossenen Fenstern auf, bis er mit einem tiefen Seufzer zur Besinnung kam. Dann lief er fort. Er besuchte Teeschenken und öffentliche berüchtigte Lokale, in denen er bald eine bekannte Persönlichkeit ward; doch ließ er sich mit niemandem in ein Gespräch ein.

Jeden Tag begab er sich zu Wladimir, oder vielmehr zu Colja, mit dem er große Freundschaft schloß. Die beiden hatten einander nichts zu sagen, aber sie verstanden sich. Tania behandelte er mit scheuer Ehrfurcht, als wäre sie ein lebendig gewordenes Heiligenbild; mit Natalia Arkadiewna hätte er gar zu gern über die Prinzessin gesprochen, wagte es indessen nicht, da Natalia ihm mit tiefster Nichtachtung begegnete, was ihn sehr betrübte. Wladimir wich er aus, denn er fürchtete dessen abscheuliche Weise zu lächeln, ohne jedoch noch daran zu denken, ihn um seines Lächelns willen erwürgen zu wollen. Wladimir übrigens war auch so mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, daß er Sascha gar nicht beachtete.

Einmal besuchte dieser sogar die Fürstin, die ihn aus Neugier zwar empfing, ihn aber äußerst geringschätzig behandelte, so daß er sich voller Zorn und Scham entfernte. Manchen Tag verließ er sein Zimmer gar nicht, blieb im Bett liegen, trank fortwährend Tee, der stark mit Rum vermischt war, und führte leidenschaftliche Gespräche mit Anna Pawlowna. Das setzte er so lange fort, bis er in ein dumpfes Hinbrüten und schließlich in eine völlige Betäubung verfiel. Plötzlich konnte er sich aufrufen, hastig seine Kleider anziehen und hinaus nach dem Bahnhof stürzen, ganz gleich, ob es Mittag oder Mitternacht war. Ging gerade kein Zug nach Kunzewo ab, so lief er den weiten Weg dahin zu Fuß. Unterwegs dachte er sich aus, wie er Anna Pawlowna entgegentreten, was er ihr sagen, auf welche Weise er sich ihr gegenüber benehmen wollte. Er studierte seine Rede Wort für Wort ein. Der Schweiß

trat ihm auf die Stirn, seine Pulse schlugen rasch und regelmäßig, und je näher er Kunzewo kam, desto mehr nahm sein Fieber zu. Er fühlte, wie seinem Gedächtnisse jedes Wort entschwand, wie seine Gedanken sich verwirrten. Erblickte er endlich ihr Haus, so verließ ihn jede Fassung. Er blieb stehen, überlegte, ob er nicht umkehren sollte. Einigemal tat er dies auch wirklich; kehrte wirklich wieder zurück — um am nächsten Tage von neuem unterwegs zu sein. Oder er umschlich das Haus, in der Hoffnung, eine Gelegenheit zu erspähen, um ungesehen in ihr Zimmer zu schlüpfen. Vielleicht auch, daß Anna Pawlowna im Park spazierenging und er ihr begegnen konnte. Fand er den Mut, das Haus zu betreten, so bildete er sich ein, daß die Diener ihm ins Gesicht lachten und hinter seinem Rücken Grimassen schnitten. Da jedoch Anna Pawlowna ihrer ganzen Dienerschaft auf das strengste befohlen hatte, ihm mit größter Ehrerbietung zu begegnen, so wagte niemand eine andere Miene als die der größten Dienstfertigkeit zu zeigen, was ihn bei seiner Stimmung vollständig zu Boden drückte. Allein schon das Zeremoniell des Anmeldens verursachte ihm ein unangenehmes Gefühl; die französische Einrichtung der Zimmer, die herrlichen Bilder, die hohen Spiegel, die Samt- und Seidenmöbel brachten ihn immer von neuem in Verwirrung. Das Parfüm, welches das ganze Haus durchdrang, versetzte ihm den Atem. Jetzt erst begann er als echter Nihilist den Luxus und Reichtum zu hassen, jetzt erst wünschte er den ungeheuren Besitz der einzelnen aufgehoben, in seinem Herzen Anna Pawlowna einen schweren Vorwurf machend, daß sie ihre Schätze noch nicht von sich geworfen hatte.

Es kam vor, daß sie ihn warten ließ — antichambrieren! Das ging über seine Begriffe. Früher hätte sie ihn tagelang vor ihrer Tür stehen lassen können und er hätte es ganz natürlich gefunden.

Ließ sie ihn dann eintreten in ihr kleines Kabinett, das ein Nest von Gold und Atlas war, mit Blumen gefüllt, von Wohlgerüchen duftend, so bemächtigte sich seiner jedesmal eine fast wilde Erregung. Er hätte sie am liebsten mit sich fortgeführt, mit sich fortgerissen aus dieser Pracht. Und sie selbst in ihrem weißen Spitzen-Negligé oder in helle Seide gekleidet, ein funkelndes Geschmeide um den Hals — alle Besinnung verließ ihn. Wie ein blutiger Schleier legte es sich vor seine Augen, daß er nichts sah. Sie sagte etwas, etwas ganz Alltägliches, Gleichgültiges, Kaltes. Er hätte laut aufschreien mögen. Aber er bezwang sich. O, er war stolz, er wollte ihr zeigen, daß auch er — Was wollte er? Nichts, gar nichts! Es war ja alles Tollheit.

Er trat auf sie zu, aber er konnte nicht reden. Was hätte er ihr auch sagen sollen? Sie mußte ja alles wissen; sein ganzes Elend und daß er von Sinnen kam. Ach, wie schön sie war? Diese Lippen — er durfte sie nicht mehr anrühren. Weshalb nicht? War er plötzlich ein anderer geworden, liebte er sie plötzlich weniger, hatte sie plötzlich eine andere Seele bekommen? Ich habe sie geküßt und will sie wieder küssen, immer, immer wieder! Das war der Ausgangspunkt aller seiner Reflektionen, das einzige, was er klar und deutlich begriff. Doch er war es, fünf Minuten lang! Dann lag er zu ihren Füßen und beschwor sie, ihn nicht von sich zu stoßen, flehte sie an, ihn zu ihren Füßen zu dulden, schluchzte, weinte, verzweifelte.

Sie stand vor ihm mit starrem Gesicht. Ihre Hand war kalt, ihr Blick war stier. Aber sie duldete, daß er sein Gesicht in ihr Haar drückte. Er lachte und jubelte, schluchzte und weinte vor Glückseligkeit! Dann erst gewahrte er ihre Entgeisterung. Und nun brach er aus in Vorwürfe, in Anklagen, in Drohun-

gen. Der Sohn der wilden Steppe ward in ihm lebendig; fast erhob er seine Hand gegen sie.

Sie ertrug seinen Zorn, seine Wut, wie sie seine Liebe und Zärtlichkeit ertragen hatte, bis ihm vor ihr zu grauen begann und er wie ein Rasender davonstürzte.

Sie erlaubte ihm, in Kunzewo zu bleiben. Kam er, so schickte sie ihn niemals fort; aber auch niemals forderte sie ihn zum Bleiben auf. Sie behandelte ihn als den, der er war, also als ihren Liebhaber, nur daß er sich nicht die geringste Liebkosung herausnehmen durfte. Bei Tafel saß er neben ihr, die wenig aß und häufig auf seine großen, roten Hände blickte, wie er den Fisch mit dem Messer zerlegte und dieses in den Mund führte. Aber als er einmal über Hitze in einem großen Zimmer klagte, ließ Anna Pawlowna ihm die großen, kühlen Gemächer des Prinzen anweisen. Und Boris Alexeiwitsch mußte sich wieder einmal gestehen, daß er diese Frau niemals auslernen würde.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

„Du liebst mich nicht mehr!“

„Quäle mich nicht!“

„Warum bist du so kalt gegen mich?“

„Ich sage dir, du quälst mich.“

„Das ist nicht wahr. Es ist dir ganz gleichgültig, was ich dir sage.“

Anna Pawlowna zuckte die Achseln, lehnte sich in den Sessel zurück und schloß die Augen. Hoffentlich geht er jetzt, dachte sie.

Doch er ging nicht. Er stand ihr gegenüber und verschlang sie mit den Blicken. Aber, ich könnte mich jetzt umbringen, und sie würde nicht aufsehen, dachte er, und hätte sie am liebsten auf die Probe gestellt.

„Wenn du mich nicht mehr liebst,“ begann er endlich von neuem mit leiser, unsicher Stimme, „so solltest du mir sagen: Ich liebe dich nicht mehr. Geh! Sage es, und ich werde gehen.“

Er wartete, Todesangst in seinen Blicken, die er nicht von ihr wandte. Wenn sie es wirklich sagte, wenn er wirklich gehen mußte, gehen, um niemals wiederzukommen. Was sollte er dann noch in der Welt?

Anna Pawlowna überlegte.

Vielleicht vermöchte ich jetzt frei von ihm zu werden. Aber ich will nicht. Konnte ich in den Irrtum verfallen, so will ich auch dafür büßen. Ich werde es doch nicht mehr lange ertragen. Um so besser! Ich bin ernstlich leidend.

Sie sah ihn an.

„Anna, Anna,“ stammelte er, unter ihrem Blicke erbebend. „Wenn es wahr wäre, wenn du mich nicht mehr liebst, würdest du es mir sagen, denn du kannst nicht lügen. Sage es mir! So wie es ist, ertrage ich es nicht länger. Es ist unserer nicht würdig, weißt du. Wenn du wüßtest, in welcher Verzweiflung ich lebe, wie ich langsam zugrunde gehe. Habe Erbarmen! Vielleicht wünschst du doch, daß ich gehe, und willst mir nur ersparen, es dich sagen zu hören. Denn du bist gut; ja, das bist du. Ich verspreche dir, daß ich mich aufraffen, daß ich stark sein will. Dieser Zustand kann nicht dauern, er ist eines Mannes unwürdig. Das mußt du doch einsehen! Vielleicht überlegst du es dir. Sieh; ich bin und bleibe ein Bauernsohn und du — — Freilich, du liebst das Volk. Aber du bist und bleibst eine vornehme Dame, eine Prinzessin. Allerdings diese Unterschiede werden jetzt aufgehoben, jetzt werden alle gleich werden, es wird keine Schande mehr sein, wenn eine Fürstin einen Bauernsohn liebt. Im Gegenteil! Aber du bereust

es vielleicht doch; und was soll dann daraus werden? Wenn du mir nur die Wahrheit sagen wolltest! Die Wahrheit! Anna! Vielleicht ist es noch Zeit. Ich gehe fort und komme nicht wieder und — und lebe weiter; jammervoll, elend, aber doch würdiger und männlicher als jetzt. Du sollst kein Wort der Klage von mir hören. Sage es mir nur; sage mir jetzt nur die Wahrheit und ob ich gehen soll.“

Aber sie schwieg und hielt die Augen gesenkt.

„Bedenke,“ fuhr Sascha nach einer Pause in höchster Aufregung fort, „bedenke, daß, wenn du es mir jetzt nicht sagst, es leicht zu spät werden könnte. Es sieht schlimm in mir aus. Ich erschrecke oft vor mir selbst, ich möchte etwas begelien, etwas Fürchterliches. Es läßt sich nicht ausdenken, wohin ein Mensch kommen, wohin Leidenschaft und Unglück ihn bringen kann. Es gibt eine solche Verzweiflung, wir vermögen solche finstere Gedanken zu denken, solchen schrecklichen Gewalten zu verfallen. Und wenn ich dich ansehe — — Weißt du, daß ich oft denke, ich möchte dich töten.“

„Ein sehr kluger Gedanke.“

Sie schlug die Augen zu ihm auf und sah ihn an, mit einem Blicke, als sähe sie ihn zum erstenmal. Dann erhob sie sich, nickte ihm freundlich zu, streckte ihm die Hand hin und sagte: „Eine kleine Weile wird es wohl noch auszuhalten sein. Habe Geduld mit mir.“

„Anna!“

Nach diesem Gespräch kamen für Sascha noch einige glückliche Tage. Anna Pawlowna schien einen festen Entschluß gefaßt zu haben, und war seit langer Zeit wieder umgänglich, gesellig, auf Augenblicke sogar heiter. Diese Stimmung der Prinzessin veränderte das Leben im Landhause vollständig; denn Anna Pawlowna ließ nun sofort nach allen Seiten hin Einladungen ergehen, und das Haus füllte sich mit Gästen. Sascha mußte ein Zimmer im Dienerhause beziehen, denn es kamen mehr Menschen, als sich in der Villa beherbergen ließen. Bei Tafel saß er fortan ganz unten neben Wera und ward von niemandem beachtet. Das war ihm lieb. Diese eleganten Damen und Herren, die sich benahmen, als ob sie in Kunzewo zu Hause wären, und kein Wort Russisch sprechen zu können schienen, flößten ihm einen heftigen Widerwillen ein. Anfänglich war er, wie gesagt, mit seiner obskuren Stellung ganz zufrieden, denn Anna Pawlowna benahm sich nach wie vor gütig gegen ihn, ganz besonders gütig. Wenn er sie sah, in strahlender Schönheit, die Herrlichste von allen, so schwellte sein noch immer gläubiges Herz ein Gefühl des Glückes und Stolzes, daß ihm war, als zersprengte es ihm die Brust.

Immer wieder berauschte sich so der Aermste; denn immer wieder gönnte Anna Pawlowna ihm ein heimlich geflüstertes Wort, einen verstohlenen Blick. Das täuschte ihn so vollständig, daß keine Regung von Furcht oder Eifersucht in ihm aufkam.

Stumm saß er neben Wera, von der er wie durch einen Abgrund getrennt war. Sie sprachen niemals miteinander und schienen einander gar nicht zu kennen. Wera bedurfte ihrer ganzen Kraft, um nicht ihren Empfindungen zu erliegen; denn Boris Alexeiwitsch hatte plötzlich eine neue Taktik eingeschlagen. Er kümmerte sich nicht mehr um sie und gab sich, gerade wie Anna Pawlowna, mit ganzer Seele den Zerstreuungen des gesellschaftlichen Lebens hin. Er ließ alle seine Talente spielen, sprühte von Witz und war in Erfindungen von gesellschaftlichen Zerstreuungen unerschöpflich. Anna Pawlowna mußte seine Grazie bewundern und sich

das Geständnis machen, daß er liebenswürdig sei. Ihre Phantasie fing an, sich eine Gegenfigur zu Sascha zu schaffen, welche mehr und mehr, ihr selbst unbewußt, die schönen, schlaffen Züge und eleganten Manieren ihres Veters annahm. Zum Unglück war Sascha immer da, wie zum Vergleiche bereit.

Wera litt unsäglich. Doch war es nicht Eifersucht, was sie empfand, wenn sie sah, wie Boris nur Augen und Sinn für andere hatte, für diese schönen vornehmen Frauen, die so laut lachten und so leise flüsterten, so leuchtende Blicke mit ihren Kavaliern wechselten und sich so sicher bewegten. Was sie am meisten quälte, war tiefe Scham, daß er zu ihr das heilige Wort Liebe hatte aussprechen können, daß er früher in derselben Weise vertraulich mit ihr plaudern, ihr dieselben strahlenden Blicke hatte zuwerfen können, wie jetzt den anderen. Und sie war doch so ganz anders als jene!

Aber waren es wirklich dieselben Blicke?

Sie wollte ihm nicht unrecht tun; und so saß sie denn, ihn beobachtend und kein Auge von ihm wendend. Zu gleicher Zeit kam sie sich so unwürdig, so tief gesunken vor, in ihrem Stolze so ganz gebrochen und um nichts besser als Sascha, den sie doch verachtete.

Boris wußte genau, wie es um sie stand und erleichterte ihr nichts. Seine Leidenschaft für sie nahm mit jedem Tage zu; aber je heftiger sie wurde, um so kaltblütiger ging er vor. Während sie scheinbar gar nicht mehr für ihn existierte, berechnete er bereits im stillen, wie lange ihr Widerstand noch dauern könnte, wann sie sich ihm würde ergeben müssen.

Mit Entzücken bemerkte er, wie alle Versuche seiner Freunde, Weras Gunst zu gewinnen, abgewiesen wurden, mit einer Haltung und Miene, die einer Königin würdig war. Und plötzlich nahm ihr ganzes Wesen etwas Vornehmes an. Sie hörte auf, sich in ihrem Kleide zu bewegen, als ob sie noch immer das russische Kostüm trüge und sich der neuen Tracht wie einer Maske schämte. Sie benahm sich mit natürlichem Anstand und einer Würde, die etwas Imponierendes hatte. Im Ausland hätte er sie in jedem Salon einführen können.

(Fortsetzung folgt.)

Selbstvertrauen.

Es gibt viele Menschen, die von ihrem eigenen Wert außerordentlich überzeugt sind, die alles können und alles besser wissen wollen als die anderen. Das sind die „Neunmalklugen“, wie man sie so oft im Leben trifft, die sich selbst so gern reden hören und denen die Kunst des Zuhörens unbekannt ist.

Aber daneben gibt es auch eine ganze Reihe von Menschen, die immer schüchtern und zaghaft beiseite stehen, die ihre Meinungen und Ansichten kaum auszusprechen, geschweige denn zu vertreten wagen. Sie vermögen sich nicht zur Geltung zu bringen, sich nicht durchzusetzen, und wenn nicht eine glückliche Hand sie ans Licht zieht, bleiben sie Zeit ihres Lebens im Dunkeln. Was ihnen fehlt, ist das Selbstbewußtsein, das Selbstvertrauen.

Und das bedeutet so viel, so unendlich viel in einer Zeit, die eine immer größere Anspannung aller Kräfte verlangt, in der der alltägliche Kampf ums Dasein sich immer schwieriger gestaltet.

Wenn Altmeister Goethe einmal sagt: „Nur die Lumpe sind bescheiden“, so ist das natürlich cum grano salis zu verstehen. Denn alle bescheidenen Leute sind gewiß keine „Lumpe“, eher ist wohl das Gegenteil der Fall.

Aber gewiß ist, daß auch menschliche Bescheidenheit ihre natürliche Grenze hat, daß man sich selbst im Wege stellt, wenn man jede günstige Gelegenheit verpaßt, vorwärtszukommen und einen Vorteil zu erringen. Es gibt auch eine falsche Bescheidenheit, gegen die man sich wehren, gegen die man ankämpfen muß.

Viele Menschen halten sich wohl aus dem Grunde zurück, weil sie sich an Wissen oder Können, an Kraft oder Geschicklichkeit, an Mut und Entschlossenheit nicht mit anderen messen können. Aber manche könnten es wohl mit den Besten aufnehmen, denn sie besitzen alle nötigen Fähigkeiten, aber sie haben nicht das Zutrauen zu sich selbst, sie versagen im entscheidenden Augenblick und verscherzen sich dadurch vieles im Leben.

Das ist eine Schwäche, die man zu überwinden suchen muß. Mit gutem Willen läßt sich auch hier gar manches erreichen. Strenge, unnachsichtliche Selbstzucht hat schon Wunder verrichtet.

Wer mit offenen Augen durchs Leben geht, der sieht auf Schritt und Tritt, welche Erfolge der einzelne Mensch erzielt, der an sich und seine Sache glaubt und in diesem Glauben fest und sicher seinen geraden Weg geht. Ein solches Beispiel sollte sich jeder zum Muster nehmen, der an einem Mangel an Selbstvertrauen leidet. Man soll sich wohl hüten, in Selbstüberhebung zu verfallen, aber man braucht sein Licht auch nicht „unter den Scheffel zu stellen“.

Beides ist gleicherweise vom Uebel. Nur der Mensch erreicht sein Ziel, der im Bewußtsein seines Wertes und seiner Persönlichkeit seine Gaben wie seine Kräfte zu entfalten und im Kampf des Lebens zu gebrauchen versteht.

Humoristisches.

Die gute Freundin. Agathe (reiche Verlobte): „Ich weiß selbst, daß ich nicht schön bin, und doch habe ich aus sicherer Quelle erfahren, daß mein Bräutigam mein Bild über seinem Bett hängen hat.“ — Freundin: „Er will sich eben allmählich daran gewöhnen.“

Sie weiß es besser. Signor Pachulkin, Opernsänger (zu seiner Wirtin): „Frau Huber, das Glück! Ich hab 'ein Engagement zur Operntournee nach Australien.“

Frau Huber: „Jessas! Jessas! Na, i 'sag'!! Da ziang'n S' Eahna nur schön warm an, wenn S' dahin reisen.“

Signor Pachulkini: „Warum? Das Klima ist dort mild und schön.“

Frau Huber: „Ah — gengen S' zua! — Da kommt ja's g'frone Fleisch her!“

Der kleine Beobachter. Frau (zum Manne): „Na hoffentlich beißt der Sekretär bei Else an!“ — Fritzchen: „Mutichen, gekostet hat er schon!“

Merkwürdig. Jüngst kaufte ich mir eine Uhr und steckte sie in meine linke Westentasche. Als ich kurz darauf an die nächste Normaluhr kam und meine Taschenuhr danach richten wollte, war sie verschwunden. All mein Suchen war vergebens. Ich stürzte mich rasch auf die nächste Straßenbahn, um nach Hause zu fahren und eine schriftliche Anzeige bei der Polizei zu machen. Als ich nach Hause komme, liegt die Uhr auf meinem Schreibtisch, sie war nämlich eine halbe Stunde vorausgegangen.

Gendarmerie-Bericht. Der p. Müller hieb dermaßen auf den Esel ein, daß es der gehorsamst Unterzeichnete nicht mehr aushalten konnte.